

***Eudaimonia* als Selbstoptimierung?**

Prof. Dr. Dr. h.c. Andreas Speer, Köln

Die Optimierung des Menschen ist von Anfang an eine zentrale Frage der Philosophie. Genauer gesagt geht es um die Selbstoptimierung des Menschen und damit um eine Frage, die in die Verantwortung des Menschen und damit in den Bereich der praktischen Philosophie fällt. Denn der Mensch, so die durchgängig geteilte Überzeugung, muss sich allererst zu dem machen, was er seinem Wesen nach ist und sein soll. Hierzu gibt es zwei unterschiedliche, ja gegensätzliche Zugänge.

Für Platon geht es um das Aufsuchen und Auffinden des eigentümlichen vernünftigen Wesenskerns und darum, diesen zur Geltung zu bringen. Als Menschen leben wir, wenn wir ein Leben gemäß der Vernunft führen und uns auf die Suche nach dem machen, was wir ursprünglich besitzen, allerdings verschattet oder gar verschüttet.

Demgegenüber steht die aristotelische Vorstellung einer reinen Vermögensnatur, die durch Tätigkeit und Habitualisierung allererst entfaltet und aktualisiert werden muss, ohne dass ein allgemeines Ziel eine verbindliche Orientierung vorgibt. Daraus ergeben sich durchaus unterschiedliche Optionen der Selbstoptimierung, die stets Sache des einzelnen ist, je nach den Anlagen, Dispositionen und Umständen, vor allem aber den Präferenzen für ein bestimmtes Lebensmodell. Hierbei geht es zum einen um die möglichst vollkommene Verwirklichung einer *arete*, zum anderen konkurriert dieses *perfectio*-Modell mit dem *mesotes*-Modell, das nicht nur ein Übermaß in der Verwirklichung eines bestimmten Vermögens korrigieren soll, sondern dieses Maß an die Disposition des jeweils einzelnen bindet und an das für ihn angemessene und erreichbare Optimum. Diese vollkommene Verwirklichung einer Disposition nennt Aristoteles *eudaimonia*. Allerdings enthält sein Modell einen normativen Anspruch, der in der Vernunftnatur des Menschen grundgelegt ist: *eudaimonia* im eigentlichen Sinn kann nur die vollkommene Verwirklichung der besten *arete* in uns gemäß der uns zumeist eigentümlichen Tätigkeit genannt werden. Daraufhin sollte die Selbstoptimierung des Menschen ausgerichtet sein.

Beide Modelle haben eine breite Wirkungsgeschichte erfahren. Der Vortrag möchte unter Rekurs auf diese Wirkungsgeschichte den systematischen Implikationen beider Modelle und ihrer Bedeutung für die gegenwärtige Debatte zur Optimierung des Menschen nachgehen.

Andreas Speer ist Professor für Geschichte und Systematik der Philosophie und Philosophie des Mittelalters an der Universität zu Köln.

„Superhuman AI“ – „Out-performing“ des Menschen durch seine Maschinen

Prof. Dr. Gabriele Gramelsberger, Aachen

Das neuzeitliche Programm der „Operationalisierung des Geistes“, von Descartes bis Kant, in Form der Externalisierung menschlicher Verstandesfunktionen in Logik und Kalküle sowie dessen Fortführung im Programm der Formalisierung ab Mitte des 19. Jahrhundert bei Boole, Peirce und Turing, haben zur lebensweltlich wirkmächtigen Form der Maschinenrationalität geführt: dem digitalen Computer als logisch-mathematischer Maschine und Algorithmen als maschinenrationale Interpretationen menschlichen Denkens in Form von Problemlösen und Entscheiden.

Das neuzeitliche Programm der „Operationalisierung des Geistes“ lässt sich als erstes Programm einer „künstlichen Intelligenz“ auf dem Papier verstehen, das mit dem Aufkommen von Digitalrechnern in die Programme der „starken“ und „schwachen“ KI mündete, an dessen vorläufigem Ende die „superhuman AI“ maschineller Lernverfahren steht. Bereits 2015 haben maschinelle Lernverfahren menschliche Kompetenzen in der Bilderkennung überstiegen. Dies ist nur ein Sieg von vielen im Wettrennen zwischen dem Menschen und seinen Maschinen.

Die Frage ist, wie mit dieser „digitalen Kränkung“ umgehen? Liegt die Antwort in der Optimierung des Menschen? Wenn ja, wie soll diese aussehen?

Gabriele Gramelsberger ist Professorin für Wissenschaftstheorie und Technikphilosophie an der RWTH Aachen.

Kognitive Optimierung durch KI? Eine technikphilosophische Kritik algorithmischer Wissensproduktion

Prof. Dr. Sabine Ammon, Berlin

Angesichts der jüngsten Entwicklungen im Bereich der künstlichen Intelligenz sind die Erwartungen an eine algorithmische Wissensproduktion hoch. Techniken des maschinellen Lernens drängen in die Wissensgenerierung in Forschung, Entwicklung und Anwendung. Die Visionen einer kognitiven Optimierung reichen von unterstützenden Funktionen über automatisierte Entscheidungsfindung bis zur Superintelligenz. Dabei stellt nicht nur die inhärente Undurchsichtigkeit der Algorithmen ein Hindernis für einen echten epistemischen Aufstieg dar. Denn ein derartiges KI-System liefert auf der Grundlage eines Dateninputs einen Output, während die Beziehung zwischen Input und Output unverständlich bleibt. Nicht ohne Grund ist das Öffnen dieser Blackbox zu einer wichtigen Forschungsaufgabe geworden. Doch die wissenschaftliche Suche nach „erklärbarer KI“ blendet die tieferliegende Frage, wie eine sinnvolle kognitive Arbeitsteilung zwischen einem KI-Algorithmus als epistemischen Werkzeug und den ihn benutzenden Menschen aussehen sollte, aus. In meinem Beitrag möchte ich im ersten Schritt mit Hilfe dieser technikphilosophische Konzeptionalisierung zu einer neuen Sichtweise auf KI-Technologien einladen. In den Blick geraten die sich ausbildenden Reflexionsmilieus zwischen technischem System und menschlichen Akteur.

In einem zweiten Schritt möchte ich nach der Güte dieser Milieus fragen, was die Aufmerksamkeit auf das Zusammenwirken zwischen technischer Gestaltung und menschlichen Fähigkeiten und Kompetenzen im Prozess der Wissensproduktion lenkt. Hiervon ist abhängig, wo sich das Milieu im Spektrum zwischen epistemischer Abhängigkeit, Paternalismus und Unmündigkeit auf der einen Seite sowie epistemischer Selbstbestimmung und Mündigkeit auf der anderen Seite bewegt. Auf dieser Ebene wandeln sich epistemische Randbedingungen in eine ethische Problemstellung, mit der ich schließen möchte. Wird damit die epistemische Souveränität in der KI-Anwendung zu einer Frage der Menschenwürde?

Sabine Ammon ist Professorin am Institut für Werkzeugmaschinen und Fabrikbetrieb sowie Institut für Philosophie, Literatur-, Wissenschafts- und Technikgeschichte an der TU Berlin.

Die Optimierung des Menschen und seine kritische Beziehung zur Technik

Adrian Morreale M.A., Münster

Da der Mensch das einzige Lebewesen ohne eine eigene Umwelt ist, gehört er von Natur aus zu keiner Umwelt. Der Mensch ist im Wesentlichen nicht fähig zum Leben, er ist ein Mängelwesen. Diese Tatsache mag uns entmutigen, aber sie unterstreicht eine andere zentrale Tatsache. Da der Mensch keiner bestimmten Umwelt angehört, ist er im Wesentlichen ein offenes Wesen. Im Gegensatz zum Tier, das durch den Instinkt lebt, kann der Mensch, der vom Instinkt befreit sein kann, dank seines Agierens leben, weil das Agieren jene Umwelt in seine eigene Umwelt verwandelt. In diesem Sinne zieht sich die Frage nach der Optimierung der Menschen als eine wesentlich existentielle Frage nach dem Tun und nach dem Handeln durch die menschliche Geschichte.

Das Handeln bestimmt die ethische Ebene der menschlichen Existenz, d. h. die antike Überzeugung, dass die Ethik für die Wahl der Zwecke zuständig ist, während das Tun die Aufgabe, die Mittel zur Erreichung dieser Zwecke zu finden, der Technik zuweist. Doch heute scheint sich das Verhältnis zwischen Ethik und Technik umgekehrt zu haben, mit der kritische Folge, dass der Zweck von den Mitteln abhängig ist. Heute scheint es, als ob der Mensch in der Technik wohnt, oder vielmehr, dass die Technik der Ort ist, den er gewählt hat, um dort zu wohnen. War für die Antike die Natur jene unveränderliche Ordnung, gegen die kein menschliches Handeln verstoßen konnte, so ist es heute nicht mehr die notwendige Ordnung der Natur, ihr *Logos*, der die Gesetze der *Polis* vorgibt, sondern es sind die Gesetze der *Polis*, die das Schicksal der Natur in die Hand nehmen. Wenn die Technik in ihrer weitesten Bedeutung von ‚Universum der Mittel‘ und ‚Rationalität‘ der Weg ist, den der Mensch in den letzten Jahrhunderten eingeschlagen hat, um die ihn umgebende Umwelt zu verändern und seinen eigenen existenziellen Bedürfnissen anzupassen, wenn das Ziel des menschlichen Handelns darin besteht, das Leben der natürlichen Welt in seiner eigenen technischen Welt zu optimieren, in welchem Sinne sollten wir dann die Technik verstehen, in der der Mensch heute zu leben beschlossen hat?

Während der Mythos von der Technik als neutralem Feld längst verschwunden ist, bleibt die Frage nach der Rolle, die sie für unseren historischen Fortschritt spielt, offen. Vor allem wollen wir das Verhältnis zwischen dem Zwang nach Optimierung der Menschen und der Technik verstehen, d.h. ob der Mensch die Mittel der Technik bestimmt oder die Mittel der Technik das Agieren des Menschen bestimmen.

Adrian Morreale ist Stipendiat des Cusanuswerks und promoviert in Philosophie über Tommaso Campanellas Utopiebegriff.

Optimierung des Menschen versus „Mut zur Unvollkommenheit“ Kritische Reflexionen zu hegemonialen Optimierungsdiskursen im Anschluss an die Antiquiertheitsdiagnose von Günther Anders und die frühe Individualpsychologie

Dr. Sven Kluge, Duisburg

Der Vortrag behandelt und diskutiert dieses Thema in insgesamt vier Schritten: Den Anfang bildet der Versuch einer Kontextualisierung und Klärung des Begriffs der 'Optimierung'. Zentral sind hierbei die Herausarbeitung der inneren Bezüge zur postfordistisch-neoliberalen Produktionsweise und des für diese typischen „Optimierungsregimes des Wettbewerbs“ (Ulrich Bröckling) sowie des technologischen Grundcharakters dieses modernen Begriffs, der auch deshalb von (älteren) Idealen der Vollkommenheit bzw. Vervollkommnung zu unterscheiden ist.

Ausgehend von den durch zeitgenössische (Selbst-)Optimierungsimperative ausgelösten Krisenphänomenen, die etwa in „Tragödien der Unzulänglichkeit“ (Alain Ehrenberg), einer „prometheischen Scham“ (Günther Anders) und der Verleugnung von Verletzlichkeit und sozialen Angewiesenheiten zum Ausdruck gelangen, wird in zwei weiteren Schritten auf Günther Anders' hochaktuell gebliebene Studien zur „Antiquiertheit des Menschen“ und auf die im Umfeld der frühen Individualpsychologie formulierte Forderung nach einem „Mut zur Unvollkommenheit“ (Sofie Lazarsfeld) eingegangen, die ebenso unabgeholten ist. Beide für eine zeitgenössische Optimierungskritik unverzichtbaren Ansätze eint aus unterschiedlichen, sich jedoch ergänzenden Perspektiven die Befürwortung eines solchen Mutes, der auf die Rückgewinnung humaner Maßstäbe und Weltbezüge abzielt. Als pädagogisch bedeutsam erweist sich eigens die Differenzierung zwischen vertieften, zu negativen Formen der Kompensation (entgrenztes Macht-/Überlegenheitsstreben, panische Produktion, Gottähnlichkeitswahn, Perfektionismus etc.) anstachelnden Minderwertigkeitsgefühlen, die letztlich auf deformierte Welt- und Gesellschaftsverhältnisse rückverweisen, und der allgemein-menschlichen Unvollkommenheit, welche sowohl bei Anders als auch im Umfeld Alfred Adlers als Ausgangspunkt für die Entwicklung humanistisch intendierter Gegenentwürfe dient.

Mit Bezug auf den letzten Teil ist sodann nicht nur die Herausarbeitung von Gemeinsamkeiten, sondern auch die Diskussion der mitunter starken Differenzen zwischen diesen beiden Seiten weiterführend: Ausgehend von dieser Basis und angesichts der sich sowohl bei Anders als auch bei Adler im Rückblick vielfach durchsetzenden Entmutigungstendenzen, die in einem nihilistisch anmutenden Aktionsdezinismus bzw. in der Flucht zu Vollkommenheitsidealen zu Tage treten, wird schließlich die Frage ins Zentrum gerückt, wie heute im Sinne der Kritik an vorherrschenden Leitvorstellungen einer Optimierung des Menschen konstruktiv an die herausfordernde Idee eines „Muts zur Unvollkommenheit“ angeknüpft werden kann.

Optimierte Familienerziehung? Ratgebermedien und ihre Nutzung durch Eltern

Prof. Dr. Ulf Sauerbrey, unter Mitarbeit von Claudia Schick und Liubov Andreeva

Ratgebermedien sind in modernen Dienstleistungsgesellschaften nahezu allgegenwärtig. Blickt man auf die Auflagezahlen und die fast schon regelmäßig wiederkehrende öffentliche Aufmerksamkeit, erscheinen einige Ratgeberbücher recht wirkmächtig – denken wir nur an die Debatten nach dem Erscheinen von Bernhard Buebs ›Lob der Disziplin‹ (2006), von Michael Winterhoffs ›Warum unsere Kinder Tyrannen werden‹ (2008) oder von Amy Chuas ›Battle Hymn of the Tiger Mother‹ (2011). Neuere Ratgeber, etwa jener der Wissenschafts-journalistin Nicola Schmidt mit dem Titel ›Artgerecht – Das andere Baby-Buch‹ (Schmidt 2021) oder das an frühpädagogische Fachkräfte adressierte Buch ›Schwierige Elterngespräche in der Kita. Souverän bleiben bei Konflikten und heiklen Themen‹ von Ulrike Lindner (2019) oder das Buch ›Unterrichtsstörungen – Das hilft wirklich‹ von Stephanie Kuhn (2021) verweisen auf ein vielfältiges mediales Angebot an Problemlösungen zu pädagogischen Fragen sowohl im Privaten als auch in öffentlich organisierten Einrichtungen.

Nimmt man darüber hinaus die über das Internet dargebotenen medialen Ratgeberformate mit in den Blick – neben den e-books insbesondere Tutorials in Text- oder Videoform, Instagram-Posts, Elternforen oder auch Familienblogs zum Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen –, so liegt es zunächst kaum fern, von einer thematisch stark ausdifferenzierten Landschaft an *Optimierungsmedien* zu sprechen. Die Urheber*innen von Ratgebermedien appellieren an das Verhalten der Rezipient*innen, das zumindest in gewisser Weise als defizitär gedeutet wird (andernfalls bräuchte es ja keine mediale Hilfestellung), und bieten entsprechende Verbesserung durch Information und Ratschläge an.

Im Vortrag wird nach einer Eingrenzung des Ratgeberbegriffs anhand von zehn Interviews mit Eltern untersucht, aus welchen Gründen sie Ratgebermedien nutzen und welche Modi der Optimierung dabei eine Rolle spielen könnten. Diese Optimierungsmodi – Perfektionierung, Steigerung und Wettbewerb (vgl. Bröckling 2020) – werden abschließend daraufhin beleuchtet, ob und inwieweit sie für die erziehungswissenschaftliche Forschung zu Angebot und Nutzung von Ratgebermedien fruchtbar sein können.

Wie Menschen zu Unternehmern werden – Optimierungskalküle in der Berufsbildung

Dr. Sabine Hering, Aachen

„Berufliche Bildung ist ein Wettbewerbsfaktor für unsere Volkswirtschaft, für unser Land, und somit mehr als nur Qualifizierung. Berufliche Bildung bedeutet (...) Sozialisation, gesellschaftliche Integration, Inklusion, Bildung und Erziehung. Berufliche Bildung ist damit ein Katalysator für Innovation und Wandel (...).“ (bibb, 2022, S.7) So lautet der Tenor des kürzlich erschienenen wissenschaftlichen Diskussionspapiers des Bundesinstituts für Berufsbildung zur Zukunftsfähigkeit der Berufsbildung. Die Ausbildung von qualifizierten Fachkräften steht seit jeher unter dem Vorzeichen wirtschaftlicher Imperative, Rentabilitätskriterien und Verwertbarkeitskalküle (vgl. Büchter/Höhne 2021). Auszubildende müssen in die Lage versetzt werden, sich flexibel an die Bedarfe des Marktes anpassen zu können. Die Leitidee der Gegenwart ist: nicht nur Arbeits- und Geschäftsprozesse werden optimiert, sondern „die Menschen optimieren sich selbst“. (Röcke, 2021, S.7) Diese Leitidee hat in der beruflichen Bildung, u.a. durch die Figur des „enterprising self“ (Rose, 2000) bzw. durch Konzepte wie „enterprise education“ (Gibb, 1987) oder „Entrepreneurship Education“ (Braukmann/Bartsch, 2014), Einzug gefunden.

„Leitziel der Berufsbildung ist die Entwicklung von Handlungskompetenz und deren Kern ist selbstständiges Handeln (...). Anders und zugespitzt ausgedrückt: Diejenigen, die bei ihrer Berufsarbeit wie Unternehmer denken und fühlen, sind auch die leistungsfähigeren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.“ (Bader/Schulz 2004, S.13) Aber was macht Menschen zu Unternehmern? Und welche Subjektivierungseffekte hat diese Optimierung im Wettbewerb? Der vorliegende Beitrag untersucht diese Fragestellungen aus einer diskurs- und subjektivierungstheoretischen Perspektive. Der Imperativ der Entwicklung und Formung unternehmerischer Persönlichkeit („Sei Unternehmer deiner Selbst!“) wird anhand moderner Ansätze der Berufsbildung analysiert. Es werden Leitziele und Leitbilder von Initiativen und Strategiekonzepten, u.a. mit Bezug zum Programm der „Entrepreneurship Education“ (Aff/Geissler, 2014; Braukmann/Bartsch, 2009) aufgezeigt, die zum einen eine Kultur des innovativen, selbstbestimmten und kritischen Seins einfordern, die zum anderen jedoch auch den Charakter von „sanften“ Steuerungs- bzw. Führungspraktiken haben (vgl. Bröckling, 2017) und zu einer Revitalisierung des Erziehungsbegriffs in der Berufsbildung, zum Zwecke der Optimierung, beitragen.

Die Annahme ist, dass in den untersuchten Diskurssträngen ökonomische Optimierungskalküle (z.B. der Mobilisierung, Flexibilisierung, Verbesserung) zweifach zum Ausdruck kommen: einerseits in den Ordnungsmitteln der Berufsbildung (und damit auch in pädagogischen Leitbildern und Leitkonzepten) und andererseits in der fortwährenden Hinwendung und Zurichtung des auszubildenden Subjekts auf eben diese Kalküle, was sich wiederum im Übergang des verberuflichten Disziplinarsubjekts hin zum employablen, sich selbst disziplinierten „unternehmerischen Selbst“ rekonstruieren lässt (vgl. Bröckling, 2007, 2019). Dieser Annahme und den sich daraus ableitenden Appellen an die Optimierung des Menschen im Medium des Berufs wird im Rahmen des Beitrags nachgegangen.

Profilneurose. Zur Signatur der digitalen Kultur (ursprünglich "Der *homo digitalis* als Spezies der digitalen Kultur")

Dr. Sabrina Schenk, Frankfurt

Im Online-Duden taucht der umgangssprachlich gebräuchliche Begriff der ‚Profilneurose‘ mit der Definition auf, sie sei die „neurotische Angst, (besonders im Beruf) zu wenig zu gelten [und das daraus resultierende übersteigerte Bemühen, sich zu profilieren]“.¹ Eine Neurose bestimmte Freud 1924 noch als eine durch das Ich vorgenommene Verdrängung von Triebregungen (Es), die eine Realitätsflucht da zur Folge habe, wo die verdrängten Anteile wieder berührt zu werden drohen. Die ‚Profilneurose‘ ist gegenüber dieser Bestimmung also ein Paradox: Sie flieht zu dem, vor deren vermeintlichem Mangel sie flüchtet: einem eigenen Profil, einem charakteristischem, unverwechselbaren Persönlichkeits- bzw. Erscheinungsbild, wie der Online-Duden weiter definiert.² Paradoxien zeichnen sich nun gerade dadurch aus, dass sie keine Sackgassen sind, sondern im Gegenteil generative Strukturen. Ohne Profile wären auch die erfolgreichsten der Sozialen Medien-Plattformen nicht denkbar, denn auf diesen basiert zum einen ihr Geschäftsmodell und zum anderen ihre Attraktivität für die Nutzenden. Interaktionen, Käufe, Likes, Posts – sämtliche Nutzungsdaten der jeweiligen Accounts werden (plattformübergreifend) gebündelt, in Persönlichkeitsprofile übersetzt und diese für passgenaue Produktwerbungen genutzt (vgl. Christl 2014). Mit Reichert (2011) ließe sich für den Anwendungsbereich der Sozialen Medien zudem feststellen, dass die Optionen der Content-Produktion der Nutzenden mit E-Commerce-Komponenten konvergiert sind, persönliche Nutzungsinteressen und ökonomische Verkaufsinteressen sich also überlagert haben. War die Profilierung Anfang des 20. Jhd. noch ein Element der (arbeitswissenschaftlichen) Psychotechnik, ist es inzwischen zum gesellschaftlichen Dispositiv gereift (vgl. Weich 2018), und so ließe sich für die Gegenwart schlussfolgern, dass das eigene Profil mit dem Aufkommen der digitalen Technologien zur Schnittstelle „von digitalem Life Style und kommerziellen Branding-Strategien“ (Reichert 2011: 103) geworden ist. Der Beitrag intendiert, die Diagnose einer ‚kollektiven Profilneurose‘ für die Analyse der digitalen Transformation der Gesellschaft zu nutzen und auf diese Weise einen Beitrag zu ihrer Beschreibung zu leisten.

Literatur

- Christl, Wolfie (2014): Durchleuchtet, analysiert und einsortiert. URL: <https://crackedlabs.org/studie-kommerzielle-ueberwachung> (Zugriff 01.08.2022)
- Freud, Sigmund (1924): Der Realitätsverlust bei Neurose und Psychose. In: Freud, Sigmund (2006): Das Lesebuch. Schriften aus vier Jahrzehnten. Herausgegeben, eingeleitet und mit Begleittexten versehen von Cordelia Schmidt-Hellerau. Frankfurt am Main: S. Fischer, S. 379-484
- Reichert, Ramón (2011): Das E-Portfolio. Eine mediale Technologie zur Herstellung von Kontrolle und Selbstkontrolle in Bildungsprozessen. In: Meyer, Torsten/Mayrberger, Kerstin/Münste-Goussar, Stephan/Schwalbe, Christina (Hrsg.): Kontrolle und Selbstkontrolle. Zur Ambivalenz von E-Portfolios in Bildungsprozessen. Wiesbaden: Springer VS, S. 89-108
- Weich, Andreas (2018): Was nicht passt, wird passend gemacht. Learning Analytics als Teil des Profilierungsdispositivs. In: Medienimpulse. Schwerpunkt: Educational Data Mining und Learning Analytics, Bd. 56, H. 1. DOI: <https://doi.org/10.21243/mi-01-18-04>

¹ URL: <https://www.duden.de/rechtschreibung/Profilneurose> (Zugriff 01.08.2022)

² URL: <https://www.duden.de/rechtschreibung/Profil#Bedeutung-2> (Zugriff 01.08.2022)

(Im)perfekte Körper 2.0 – Körperpraktiken und Körperinszenierungen der Gegenwart

Jun.-Prof. Dr. Esther Pürgstaller, Universität Potsdam

Dem Topos Körper wurde lange Zeit nur eine marginale Bedeutung zugesprochen. Aktuell ist er im Kontext vielfältiger gesellschaftlicher, ökonomischer, politischer und technologischer Transformationsprozesse in den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Interesses gerückt. Die derzeitige Körperaufwertung (Bette, 2005) wird sichtbar im Kontext des spätkapitalistischen Freizeit- und Konsummusters (z.B. Styling, Fitness- und Extremsport) oder in aktuellen Körperpraktiken und -inszenierungen, die vielfach von Jugendlichen und jungen Erwachsenen vollzogen werden.

Körperpraktiken können als soziale, distinktive, performative Praktiken aufgefasst werden, die es Individuen ermöglichen, ihr Selbst in ein Verhältnis zu ihrem Körper und ihrer (Um)Welt zu setzen (Friebertshäuser, 2012; Hafener, 2008). In Körperpraktiken werden gesellschaftliche Normen, Verständnisse und Diskurse von Körper erfahrbar und sichtbar. Diese werden von Jugendlichen im Laufe ihres Lebens angeeignet. Es wird angenommen, dass sie, einhergehend mit gesellschaftlichen Veränderungen, einem Wandel unterliegen (Ruin, 2015).

Unklar bleibt bisher, welche Körperverständnisse und Körper-Diskurse in juvenilen Körperpraktiken propagiert und erlebbar gemacht werden, und ob tatsächlich ein Wandel im Körperverständnis ansteht. Im Rahmen dieses Vortrages soll ausgehend von einer körpertheoretischen Differenzierung diesen Fragen am Beispiel einer juvenilen, digital-ästhetischen Körperpraktik, der repräsentierenden Körperbild-Praktik, nachgegangen werden. Diese werden vor dem Hintergrund eines aktuellen Körper-Diskurses, dem Selbstoptimierungs-Diskurs, diskutiert.

Literaturverzeichnis

- Bette, K.-H. (2005). *Körperspuren: Zur Semantik und Paradoxie moderner Körperlichkeit*. transcript.
- Friebertshäuser, B. (2012). Perspektiven erziehungswissenschaftlicher und ethnographischer Geschlechterforschung auf Körperinszenierungen im Jugendalter. In F. Ackermann, T. Ley, C. Machold & M. Schrödter (Hrsg.), *Qualitatives Forschen in der Erziehungswissenschaft* (S. 97-114). Springer VS.
- Hafener, B. (2008). Aspekte von Jugendkulturen. In B. Rendtorff & S. Burckhart (Hrsg.), *Schule, Jugend und Gesellschaft: Ein Studienbuch zur Pädagogik der Sekundarstufe* (S. 144-155). Kohlhammer.
- Ruin, S. (2015). *Körperbilder in Schulsportkonzepten: Eine körpersoziologische Untersuchung*. Schulsportforschung. Logos Verlag.

HYBRIDE PERFEKTION
Verheiligungstechniken im Optimierungswettbewerb religiöser
Gemeinschaften
des Hochmittelalters

PD Dr. Jörg Sonntag, Dresden

Zur Rückkehr ins dereinst verlorene Paradies bestimmte die christliche Kultur des Mittelalters die Perfektion Gottes zum unerreichbaren Ziel, welchem sich jeder Gläubige, so gut er nur konnte, annähern sollte. Gottes in der Heiligen Schrift artikuliertes und über die kirchlichen Autoritäten entsprechend der Schriftsinne vermitteltes Wort bot dabei mit einem in seiner Qualität und Quantität bislang ungekannten Imitationspool biblischer Vorbilder allumfassende Lebensorientierung. Imitation und seelische Perfektionierung wurden zum Heilsauftrag, ja zum Kulturzwang. Umso mehr galt dieser Horror der Perfektion für die Klöster, der Relaisstation zum Himmel.

Der Vortrag begibt sich hinein in die komplexe Ritual- und Symbolisierungswelt der Klöster und in den damit einhergehenden Optimierungswettbewerb unter den religiösen Gemeinschaften des 11. und 12. Jahrhunderts. Ausgehend vom klösterlichen Imaginaire, welches das Kloster als Abbild, Nachahmung und Präfiguration des Paradieses, des von Jesaja verheißenen Friedensreiches oder der auf dem unheilvollen Weltenmeer treibenden Arche Noah verstand und Mönche als Engel, Kinder, Soldaten oder Aposteln beschrieb, fragt der Vortrag nach der konkreten Verkörperung solcher Metaphern.

Anhand von paradigmatischen Beispielen (Profess, Mahlgemeinschaft und Fußwaschungen) aus dem traditionell benediktinischen und dem zisterziensischen Milieu veranschaulicht der Vortrag, welche Techniken der Selbstverheiligung Klosterleute anwandten, um sich selbst zu verheiligen, mithin zu perfektionieren. Im Zentrum steht dabei nicht nur die Wirkmacht der Ritualität, sondern besonders jene des Imitativen: Weil Klosterleute, so die These, verschiedene Bausteine aus verschiedenen (zumeist biblischen) Rollenmodellen extrahierten und zu neuen wettbewerbsfähigen Imitationsclustern kombinierten, schufen sie geradezu institutionelle Phantome, die niemals existiert hatten. Ihnen eiferte man nach, denn sie brachten den Lauf der Zeit zum Stehen, kreierte Ewigkeit und ebneten den Weg zu einer hochkomplexen, hybriden Perfektion.

***Perfectio integritatis*. Vorstellungen von der Optimierung des Menschen im Religiosentum des Hochmittelalters**

David Passig M.A., Duisburg-Essen

Während moderne Konzepte einer Optimierung des Menschen ihren Ausgangspunkt wohl vor allem in der Vision technologisch und biologisch fundierter ‚Machbarkeit‘ und Selbstgestaltung der Menschheit nehmen, würde man derartige Ansätze für das Hochmittelalter kaum erwarten. Gleichwohl kennt auch das Hochmittelalter den Wunsch und das Streben nach einer ‚Besserung des Menschen‘. Besonders eindrücklich legen davon die vielfältigen Praktiken von Askese und Selbstzucht im Religiosentum der Zeit Zeugnis ab.

Im Vortrag soll es allerdings nicht um diese Praktiken selbst gehen. Im Sinne des gemeinsamen Diskussionszusammenhangs der Sektion und einer auf Anknüpfungsmöglichkeiten für einen diachronen Vergleich gerichteten Perspektive soll vielmehr der Blick auf eine wesentliche ideelle Grundlage dieser Praktiken gerichtet werden. Dabei soll gezeigt werden, dass mittelalterlichen Konzepten einer Besserung des Menschen bei aller Unterschiedlichkeit der konkreten Ansätze gleichwohl eine der Moderne durchaus vergleichbare Vorstellung zugrunde liegt: Dass der Mensch in seiner vom Mangel gezeichneten irdischen Existenz einer tendenziell auf Dauer gestellten und nie abgeschlossenen Besserung bedarf, dass er diese Besserung aber auch aus sich selbst heraus kraft der Entfaltung der ihm innewohnenden Potentiale leisten kann.

Anhand von Texten von Vertretern wie Anselm von Canterbury, Hugo von St. Victor oder Otto von Freising sollen in dem Vortrag beispielhaft die Vorstellungen, die hochmittelalterliche Gelehrte sich vom Menschen und seiner Beschaffenheit, aber auch von seinen Potentialen und seiner Pflicht zu Besserung machten, skizziert werden. In der Theologie und Philosophie des späteren 11. und 12. Jahrhunderts entwickelte sich ein Menschenbild, das den Menschen zwar einerseits als eine vom Mangel gezeichnete, hinfällige und moralisch unzuverlässige Kreatur begriff, das aber andererseits in der Vernunftbegabung des Menschen und in der ihm innewohnenden *imago Dei* die Fähigkeit zur Besserung und zur Behebung des Mangels in der menschlichen Beschaffenheit selbst mit angelegt sah. Sowohl auf diese anthropologischen Vorstellungen als auch auf die konkreten Konsequenzen, die sich daraus in den Texten für die Maxime einer auf Besserung des Menschen gerichteten Lebensweise ergeben, soll in dem Vortrag eingegangen werden.

Vom alten Adam zur Zucht der Zukunft: Optimierung des Menschen und ihre Grenzen in der Frühen Neuzeit

PD Dr. Georg Eckert, Freiburg/Brsg.

Die Frühe Neuzeit endete mit Optimierungsdiskursen der Französischen Revolution – man könnte auch sagen: Optimierungsutopien. Begonnen hatte sie mit Optimierungsdiskursen der Humanisten – und auch hier könnte man sagen: Optimierungsutopien. Wie ernst etwa Thomas Morus' „Utopia“ gemeint war, wird wohl seit ihrem Erscheinen kontrovers diskutiert. Doch unzweifelhaft gehört sie zu jenen Texten, die zumindest einen diskursiven Raum für Optimierungsideen öffnete: und zwar einen, der sich durchaus als säkular verstehen ließ und insofern dem „alten Adam“ den Weg in eine neue Epoche öffnete. Immerhin signalisierte schon die Selbstverortung der „Neuzeit“ eine ungeheure Gestaltungskraft des Menschen: auch seiner selbst.

Freilich stießen Optimierungsdiskurse auch an epochenspezifische Grenzen. Dazu zählt zuvörderst eine theologische. Wiewohl gerade eifrige Reformatoren und Gegenreformatoren sich dem widmeten, was sie dezidiert als moralische Verbesserung des Menschen verstanden, waren sie sich in einem zentralen Gedanken einig: der in gewisser Weise unverbesserlichen Sündhaftigkeit des Menschen, wie sie Martin Luther in die berühmte Formel eines unaufhebbaren „simul iustus et peccator“ brachte – und selbst der Mensch, der sämtliche Exerzitien des Ignaz von Loyola durchlaufen hatte, konnte nur zeitweise einen anderen Umgang mit Versuchungen entwickeln. Pointiert gesagt: Die Idee, daß der Mensch sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf seiner Schwächen befreien könne, gewann erst unter radikalen Aufklärern an Überzeugungskraft. Zuvor lag die beste aller möglichen Welten jenseits seiner Verfügbarkeit.

Mit diesem theologischen Vorbehalt eng verbunden war eine aus dem mittelalterlichen Denken tradierte Anthropologie, die am Ende erst der Darwinismus aushebelte (was zugleich dessen vehemente Zurückweisung erklärt) – in Gestalt der radikalen Annahme, daß die Menschennatur selbst im historischen Wandel stehe, der Mensch gar selbst über seine weitere Entwicklung verfügen könne, wie es Befürworter der frühen Eugenik auffassen sollten. Aufklärerische Fortschrittseuphorien säkularen Zuschnitts verfielen jedenfalls erst in dem Moment, in dem ein allenthalben spürbarer Wandel ein eher statisches Geschichtsdenken aufsprengte.

Die ständische Gesellschaft setzte den frühneuzeitlichen Optimierungsdiskursen ebenfalls harte Grenzen. Sie untergruben nämlich Herrschaftsansprüche. Eine Welt, in der der einzelne seine Kräfte frei entfalten könne, vertrug sich nicht mit ständespezifischen Privilegien. Gerade adeliges Selbstbewußtsein war von der tiefen Überzeugung getragen, in einer Weise niedrigeren Ständen überlegen zu sein, die kein Besserungsprogramm jemals werde nivellieren können. Nicht umsonst war das Zeitalter der Revolution von einem pädagogischen Enthusiasmus geprägt, der eine neue Zucht der Zukunft verhieß.

Auslese und Neuschöpfung. Utopien und Praktiken der Humanoptimierung im Europa der Weltkriege

Prof. Dr. Lutz Raphael, Trier

Der Vortrag versucht die Spezifika von Praktiken und Ideen einer Optimierung des Menschen im Europa der Weltkriege zu bestimmen. Eingangs werden fünf Merkmale zur Diskussion gestellt, welche Optimierungsideen und -praktiken zeittypisch prägten:

1. enge Verknüpfung von Utopie und neuartigen Verfahren der Planung und rechtlich-administrativen Gestaltung, 2. Die Verquickung von Zielen moralischer Verbesserung, Leistungssteigerung und biologisch-genetischer Korrektur bzw. Lenkung der Evolution bzw. anthropologischen Ausstattung des Menschen; 3. Die genuin kollektive Dimension: die Verbesserung der politischen Vergemeinschaftungen (Nation, Volk, Staat) in Zeichen militärisch-politischer Konfrontationen; 4. Die enge Verknüpfung weltanschaulich-religiöser und wissenschaftlicher Diskurse der Optimierung; 5. Gewicht der Selektionsidee angesichts von Krisenwahrnehmung und Zukunftsskepsis.

Diese Konstellation wird diskutiert an Beispielen aus dem Bereich der politischen Ideologien und Bewegungen (Leitideen des ‚neuen Menschen‘ in den zeitgenössischen politischen Massenbewegungen wie Nationalsozialismus, Faschismus, Sozialismus und Kommunismus) , der Ideen der kulturellen Eliten (Lebensreformer, Nietzsche-Kult, bürgerl. Jugendbewegung), den sozialpolitischen Experimenten und ‚Laboren‘ (Wohnen, Eugenik, Kommunale Hygiene und Fürsorge, Arbeitsorganisation, Sport).

In einem dritten Teil sollen die engen Verbindungen zwischen zeittypischen Formen der Humanoptimierung und dem Phänomen des Social Engineering diskutiert werden. Dabei wird gerade auch in Ergänzung zum Vortrag von J.Baberowski besonders auf die sozialliberal-demokratischen Spielarten im Europa der Weltkriege eingegangen.

Die Schlussüberlegungen sind drei grundlegenden Spannungslinien gewidmet, in denen die dargestellten Ideen und Praktiken einzuordnen sind: 1. Das Konfliktfeld der Geschlechterrollen: die „neue Frau“ erweist sich als besonders umstrittenes Feld; 2. Die Grundspannung zwischen Demokratisierungsimpulsen und autoritären Stabilisierungs- bzw. Realisierungsutopien 3. Die Grundspannung zwischen rassistisch-sozialdarwinistischen und universalistischen Konzeptionen.

Der schwarze König an der Krippe – eine oberdeutsche Kunstgepflogenheit im postkolonialen Kreuzfeuer

Prof. Dr. Daniela Blum, Aachen

Das Sujet der „Anbetung der Könige“ gehört zu den wichtigsten Topoi der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Kunstgeschichte. Es beruht auf einer Szene, die nur das Matthäusevangelium erzählt: *Magi* aus dem Osten kamen zu dem neugeborenen König nach Bethlehem, um ihm zu huldigen. Das Evangelium nennt nicht ihre Zahl oder genaue Herkunft, nicht ihr Alter oder ihre Namen. Die frühchristliche Auslegung bezog die Prophezeiung aus dem Buch Jesaja und andere Texte des Alten Testaments auf die neutestamentliche Erzählung. So erhielten die Weisen ihre Königswürde; ihre Dreizahl ergab sich aus der Dreizahl der im Evangelium erwähnten Gaben Gold, Weihrauch und Myrrhe. Bereits in der Spätantike symbolisierten die Könige die drei Lebensalter, seit dem 6. Jahrhundert führten sie im Abendland die Namen Caspar, Melchior und Balthasar.

Die Könige repräsentierten für die christliche Auslegung die „Heidenvölker“, die zum neuen Bund Gottes mit den Menschen ebenso berufen waren wie die Juden. Deshalb wurden sie in spätantiken Kunstwerken als Weise mit phrygischen Mützen dargestellt. Die ersten bildlichen Darstellungen dreier Könige an der Krippe entstanden um 1100, nicht zufällig zu einer Zeit, als die christlichen Könige Europas begannen, ihr Königtum sakral zu verstehen. In der spätmittelalterlichen Sakralkunst – und hier besonders in Oberdeutschland – wurde der jüngste König zunehmend mit dunkler Hautfarbe und in höfisch-exklusiver Kleidung dargestellt. Bereits Otfried von Weißenburg hatte die *magi* Mitte des 9. Jahrhunderts den damals bekannten Erdteilen Europa, Afrika und Asien zugewiesen. Sie repräsentierten damit das Menschengeschlecht insgesamt, das seinen Ursprung bei den drei Söhnen Noahs hat. Umstritten bleibt, ob es eine spezifische Verbindung eines *magus* mit einem Erdteil gibt, ob also der seit dem Spätmittelalter mit schwarzer Haut dargestellte *magus* wirklich Afrika repräsentieren soll. Er versinnbildlichte jedenfalls das weltumspannende Christentum; das Wissen für eine solche Darstellung stammte auch aus dem Sklavenhandel. In der Darstellung seiner Person und seines Gefolges ergab sich zudem die Möglichkeit, Luxus, Sinnlichkeit und Fernweh in die Kunst einzubringen.

In den vergangenen Jahren sind Kolonialismus und Imperialismus als schwieriges Erbe in der Kunst angekommen, auch in der Frage, ob bzw. wie ein König mit schwarzer Hautfarbe heute noch gezeigt werden kann. Bei der entstellten Darstellung eines schwarzen Königs ohne Hals, mit großen Ohren und Lippen, goldenen Ohringen und Federschmuck in der Weihnachtskrippe des Ulmer Münsters, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts geschaffen wurde, ist es noch einfach: Hier ist kein Mensch dargestellt, sondern ein rassistisches Klischee. Aber auch auf die exotisch gekleideten, dunkelhäutigen Könige der frühneuzeitlichen Kunstwerke reagieren Vertreter*innen postkolonialer Theorien heute mit dem Vorwurf des Blackfacing und des Othering. Im Vortrag werden diese Werke unter die postkoloniale Perspektive gestellt – und nach Handlungsoptionen gefragt.

Die Görres-Gesellschaft im Heiligen Land **Die Tätigkeit des Jerusalemer Instituts**

Prof. Lic. Dr. Dr. Hubert Kaufhold, München

Im Zuge des zunehmenden Interesses am Orient seit dem Ende des 19. Jh. wandte sich auch die Görres-Gesellschaft der Orientforschung zu. Ein erster Schritt war die finanzielle Förderung der seit 1901 erscheinenden Zeitschrift „Oriens Christianus“, die bis heute in ihrem Auftrag herausgegeben wird. Auf der Generalversammlung in Limburg 1908 wurde die Gründung eines Instituts in Jerusalem beschlossen. Nach einer „Denkschrift über Förderung orientalischer Studien bezw. Gründung eines Instituts für orientalische Studien“ von 1909 sollten sich dessen Arbeit auf die handschriftlichen Quellen und auf die archäologischen und Kunstdenkmäler beziehen. Man beschloß, jeweils zwei Stipendiaten nach Jerusalem zu schicken, von denen einer sich mit der älteren Epoche, also vor allem der Archäologie, beschäftigen sollte, der andere mit der christlichen Zeit, also dem Christlichen Orient. Sitz der „wissenschaftlichen Station“, die die ersten Stipendiaten aus dem Nichts errichten mußten, war das Paulushospiz des Deutschen Vereins vom Heiligen Lande.

a) Stipendiaten vor dem Ersten Weltkrieg

1. Im Mai 1909 kamen zwei Geistliche als erste Stipendiaten in Jerusalem an: Oberlehrer Dr. Konrad Lübeck aus Fulda (Arbeitsvorhaben: griechische Liturgien) und Privatdozent Dr. Paul Karge (Erforschung der Frühgeschichte Palästinas).

2. Nachfolger Lübecks war Pfarrer Dr. Georg Graf aus dem Bistum Augsburg (1910/11). Er befaßte sich vor allem mit christlich-arabischen Handschriften.

3. Karges Nachfolger in Jerusalem wurde 1911-1914 der Salvatorianerpater Andreas Evaristus Mader, ein Archäologe.

4. Auf Graf folgte der Geistliche Adolf Rücker aus Breslau. Er trat durch zahlreiche Arbeiten zum Christlichen Orient, vor allem zur syrischen Liturgiegeschichte, hervor.

5. Die letzten Stipendiaten, die im Frühjahr 1914 in Jerusalem eintrafen, konnten wegen des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges Anfang August 1914 ihre Vorhaben nicht durchführen. Der Rottenburger Geistliche Johannes Straubinger reiste bereits im August wieder ab, der Mettener Benediktiner Michael Huber blieb bis April 1915, wurde aber durch die Verhältnisse stark behindert, weil Exkursionen wegen der unsicheren Lage unmöglich und die meisten Bibliotheken geschlossen waren.

Mit seiner Abreise fand die Tätigkeit des Instituts zunächst ein Ende. Man kann sagen, daß fast alle Stipendiaten reichen Gewinn von ihren Aufenthalten hatten.

b) Wiedereröffnung nach dem Ersten Weltkrieg

Die „wissenschaftliche Station“ – wie das Unternehmen zunächst noch weiter hieß – wurde im Februar 1925 durch Mader wieder eröffnet. Da das Paulushospiz von den Engländern besetzt war, wohnte er bei den Benediktinern auf dem Sion. Das Prinzip der regelmäßigen zwei Stipendiaten wurde aufgegeben und es gab nur noch zeitweise Stipendien. Die wichtigste Person war der Direktor. Außerdem kamen Forscher zu mehr oder weniger langen Besuchen. Art. 1 der 1929 veröffentlichten Satzung lautet:

Das Orientalische Institut der Görres-Gesellschaft in Jerusalem hat den Zweck, die Geschichte, die Denkmäler und die Topographie sowohl des alten wie des altchristlichen Orientes speziell Palästinas und der angrenzenden Gebiete zu erforschen und die Ergebnisse dieser Arbeiten in entsprechenden wissenschaftlichen Publikationen vorzulegen.

Direktor wurde der frühere Stipendiat Andreas Evaristus Mader. Er führte wichtige Ausgrabungen durch, etwa an der Abrahamseiche bei Hebron, in Tabgha und Khirbat al-Minya.

Als Stipendiaten hielten sich zwischen den Weltkriegen auf: der Würzburger Alttestamentler Friedrich Stummer (1927-1929), der Breslauer Privatdozent Friedrich Schmidtke (1929/1930), der Freiburger Priester und Archäologe Alfons Maria Schneider (1929/30); der Kölner Priester Johannes Pohl (1932/33), der wegen seines Verhaltens zurückgerufen wurde und über den nichts Positives zu berichten ist.

Besucher waren die früheren Stipendiaten Adolf Rücker und Georg Graf, ferner der Paderborner geistliche Studienrat Clemens Kopp. Da Mader kränklich und nicht immer in Jerusalem sein konnte, nahm Kopp, der ab Sommer 1936 deutsche Schwestern in einem Kloster auf dem Karmel seelsorglich betreute, absprachegemäß auch die Interessen des Instituts der Görres-Gesellschaft wahr und reiste gelegentlich nach Jerusalem.

In die Arbeiten des Instituts wurde auch der Kunsthistoriker und Archäologe Oswin Puttrich-Reignard einbezogen.

Wegen des schlechten Gesundheitszustandes von Mader und wegen politischer Schwierigkeiten in der Nazizeit schief die wissenschaftliche Arbeit des Instituts noch vor dem Zweiten Weltkrieg ein.

c) Wiederbegründung nach dem Zweiten Weltkrieg

Die Wiederaufnahme der Tätigkeit nach dem Zweiten Weltkrieg lief nur sehr schleppend an, zumal zunächst keine geeigneten Kandidaten zur Verfügung standen. Das Institut mit seiner Bibliothek existierte aber noch. Als Kustos fungierte der Münsteraner Priester Johannes Düsing, der sich in erster Linie um die Pilgerseelsorge kümmerte, aber kein besonderes wissenschaftliches Interesse hatte.

Die wissenschaftliche Tätigkeit begann erst wieder mit dem Kunsthistoriker Gustav Kühnel, der zunächst Stipendiat und dann Geschäftsführer war. Am Ende seiner Amtszeit (er starb 2009) geriet leider das Institut aus verschiedenen Gründen in eine Schieflage.

Der Wiederbeginn setzte 2011 mit dem Benediktiner Dr. Nikodemus Schnabel ein, der bis heute Direktor des Instituts ist.

Christen in Syrien zwischen Bashar al-Asad, Kurden und islamistischen Rebellen

Dr. Matthias Vogt, Köln

Seit 2011 befindet sich Syrien im Bürgerkrieg. Ausgehend von friedlichen Protesten für Demokratie und Freiheit führte der Weg durch die brutale Unterdrückung der Protestbewegung durch das Regime von Bashar al-Asad schnell in einen offenen Krieg. Gleichzeitig radikalisierten sich Teile der Opposition und wurden von einsickernden islamistischen Kräften aus dem Ausland gestärkt. Christen und nicht-islamistische Syrer sahen sich dem Druck von zwei Seiten ausgesetzt: von islamistischen Rebellen und dem diktatorischen Regime der Bashar al-Asad.

Die Jahre 2012 bis 2015 waren von heftigen Kämpfen und Geländegewinnen der bewaffneten Opposition geprägt. Vielfach kam es in diesem Zusammenhang zu gezielten Übergriffen auf christliche Führungspersonlichkeiten, Gemeinden und kirchliche Einrichtungen. Seit 2013 dominierte zudem der damals noch sogenannte Islamische Staat im Irak und Syrien (ISIS) die Rebellenbewegung im Nordosten Syriens und dehnte seinen Einfluss vom Zentrum in Raqqa am Euphrat zeitweilig bis in die östlichen Stadtteile Aleppos, an den Rand der Steppe bei Homs und entlang des gesamten Euphrats bis zur irakischen Grenze aus. Andere radikalislamische Gruppen kontrollierten den Süden um Bosra und Deraa sowie die ländlichen Gebiete zwischen Homs und Hama sowie nicht zuletzt das Gebiet Idlib im Nordwesten. Christen waren in diesen Gebieten strengen islamischen Regeln und z. T. heftigen Repressalien ausgesetzt. Aus dem Gebiet des Islamischen Staats sind praktisch alle Christen geflohen.

Mit Hilfe russischer Militärunterstützung ist es dem Regime in Damaskus seit Mitte 2015 gelungen, sich zu stabilisieren und große Teile des Landes wieder unter Kontrolle zu bringen. Dies hat erste, zögerliche Versuche von Kirchenführern, sich vom Regime durch öffentliche Stellungnahmen wenigstens etwas zu distanzieren, vollkommen zum Schweigen gebracht. Sie stellen sich ohne Ausnahme wieder rückhaltlos hinter das Regime, auch wenn man aus einigen Äußerungen zum Wert eines säkularen Staats auch den Wunsch nach der Garantie breiterer Menschenrechte herauslesen kann.

Die militärische Lage in Syrien scheint sich aktuell zu stabilisieren. Die Regierung von Bashar al-Asad kontrolliert wieder den größten Teil des Landes. Nur noch die Provinz Idlib ist in den Händen von Aufständischen. Dafür steht türkisches Militär und seine Verbündeten aus den Reihen syrischer Aufständischer seit 2019 im Grenzgebiet. Die Lage der Christen in den Kurdengebieten Syriens wird dadurch immer kritischer und auch die Beziehungen zur kurdischen Führung sind nicht frei von Spannungen. In den von der Asad-Regierung gehaltenen Gebieten sind Christen vor Übergriffen weitgehend sicher. Allerdings drücken die katastrophale wirtschaftliche Lage, die internationalen Sanktionen und seit 2020 auch die Corona-Epidemie auf die Stimmung der Christen. Viele tragen sich mit dem Gedanken an Auswanderung. Für die christlichen Dörfer der Provinz Idlib ist die Lage wegen des islamistischen Charakters vieler Rebellengruppen sehr prekär. Im Falle eines Angriffs der Regierungsarmee fürchten die Christen dort, von den Extremisten als Geiseln behandelt zu werden. Ein Sieg Asads schien den Christen Aussicht auf Sicherheit zu bieten. Dennoch haben wohl rund zwei Drittel der Christen Syriens das Land für immer verlassen.

Christen im Irak. Der Islamische Staat und danach

Prof. Dr. Harald Suermann, Aachen

Zweites einschneidendes Ereignis nach 2003 ist die Ausrufung des „Islamischen Staates“ (IS) in Mossul am 29. Juni 2014. Seine Tätigkeit wurde von der EU, den USA und dem Britischen Parlament als Genozid an Christen und Jesiden anerkannt. Christen wurden vor die Wahl gestellt, entweder zum Islam überzutreten, das Gebiet des Islamischen Staates zu verlassen oder gemäß der Scharia zu leben. Wer konnte, floh aus dem Gebiet. Als Bürger zweiter Klasse konnten die Christen nicht mehr Gottesdienst und Gebet in der Öffentlichkeit halten, auch ihre religiösen Symbole waren in der Öffentlichkeit verboten. Häuser wurden enteignet und kirchliche Gebäude zu anderen Zwecken genutzt oder zerstört.

Die Ninive-Ebene, die christliches Kerngebiet war, wurde bis 2017 vom IS beherrscht. Kurdische, schiitische und sunnitischen Milizen, so wie Peschmergas und die irakische Armee haben die Gebiete befreit, und ein Teil der Christen ist in die Region zurückgekehrt. Verschiedene Stellen fördern allerdings einen demografischen Wandel. Häuser und Ackerflächen der Christen wurden enteignet, Christen entführt, schiitische Schreine vor kirchlichen Gebäuden errichtet.

14 Religionsgemeinschaften sind im Irak anerkannt und regeln das Personenstandsrecht nach eigenen Gesetzen. Bei Mischehen mit Muslimen gilt das islamische Recht. Religionsunterricht ist obligatorisch, jedoch können sich die Christen, Jesiden und Sabäer-Mandäer davon befreien lassen.

Laut Verfassung darf kein Gesetz den drei Grundprinzipien widersprechen: Islam, Demokratie und den in der Verfassung genannten Rechten und Grundfreiheiten. Diese Spannung zwischen Islam und Grundfreiheiten betrifft auch die Christen, denen die vollen Rechte der Glaubensfreiheit und -praxis garantiert werden. Zwar sollen die „Bestandteile“ des Volkes im irakischen Repräsentantenrat vertreten sein, doch werden die Regierungsstellen nach einem konfessionellen Schema nur an Sunniten, Schiiten und Kurden verteilt. Der chaldäische Patriarch fordert angesichts der konfessionalistischen Politik Reformen für einen zivilen Staat.

In der kurdischen autonomen Region ist die Freiheit für Christen etwas größer. Kinder können in der christlichen Sprachen Syrisch und Armenisch unterrichtet werden. Die Katholische Universität in Erbil hat die volle Akkreditierung der Regierung in Kurdistan. Der Bau und die Renovierung von kirchlichen Gebäuden wird von der Regierung finanziell unterstützt.

Es gibt auch Hoffnungszeichen: die 2012 von Dominikanern gegründete Akademie für Geisteswissenschaften in Bagdad, die mit Bildung den Fundamentalismus bekämpfen will (neben der Kath. Uni in Erbil). Ebenso gibt das caritative Handeln der Christen Hoffnung in der Verzweiflung. Der Versöhnungswille von Christen mit der Bitte an Muslime um Umkehr. Die Zahl die Christen sinkt weiterhin im Irak. Angesichts der politischen und wirtschaftlichen Lage wollen die meisten wohl auswandern. Von geschätzten 1,5 Mill. Christen im Irak von 2003 leben heute vielleicht nur noch 200.000 in ihrer Heimat.

Optimierung des Menschen bei Antisthenes

Prof. Dr. Stefan Schorn, Leuven

Wie Platon und andere Sokratiker entwickelte auch Antisthenes ein Konzept zur Optimierung des Menschen, das es diesem ermöglichen sollte, zum Weisen und zugleich zum idealen Herrscher zu werden. Antisthenes exemplifizierte diesen Weg anhand mythisch-historischer Figuren, des Herakles und des Perserkönigs Kyros. Das Werk, in dem Herakles' Weg zum Weisen beschrieben war, der *Herakles oder über Einsicht oder über Stärke*, ist zwar nur in Fragmenten erhalten, doch werden noch einige Szenen deutlich, die Herakles als Schüler verschiedener Lehrer und, nach Abschluß seiner Ausbildung, selbst als Lehrer zeigen.

Der Vortrag setzt sich zum Ziel, den Inhalt der Belehrung des Herakles in diesem Werk auf der Grundlage der Fragmente zu rekonstruieren und zentrale Elemente der literarischen Ausgestaltung aufzuzeigen.

Schon in der ersten Szene, die Herakles als Schüler Chirons zeigt, wird deutlich, daß Antisthenes Elemente des traditionellen Mythos in provokanter Weise umgestaltet. Denn er macht Herakles anstelle Achills zum Musterschüler Chirons, wobei Achill bei ihm zudem als negatives Paradigma fungiert. Die Unterweisung durch Chiron umfaßt nicht, wie bisweilen vermutet, die Elemente der *enkyklios paideia*, die Antisthenes verwirft, und auch nicht die *arete*, sondern ist lediglich propädeutischer Art. Sie zielt darauf, die Schüler zu erniedrigen, indem sie einem Tier dienen müssen, und sie physisch stark zu machen.

Die Belehrung im „himmlischen Wissen“, das den Schüler Herakles weise (*sophos*) und glücklich (*eudaimon*) macht und das, einmal erworben, nicht mehr verlorengehen kann, erhält dieser erst später bei seinem Besuch bei Prometheus. Eine nur syrisch erhaltene Rede des Themistios hat ein längeres Fragment aus einem Gespräch zwischen den beiden erhalten, das zahlreiche Parallelen zu Philosophemen des Antisthenes aufweist, die in der griechischen doxographischen Tradition überliefert sind. Hierbei spielen unter anderem die Konzepte des *oikeios logos* und der „Untersuchung der Worte“ eine zentrale Rolle.

Eine dritte Szene zeigt, daß Herakles als Weiser selbst die Menschen unterrichtete. Es wird hierbei deutlich, daß der antisthenische Weise die Ruhmlosigkeit als ein Gut propagiert und im Umgang mit den Menschen schroff und darum unbeliebt ist, was zeigt, daß Antisthenes' Lehre in dieser Hinsicht ‚kynischer‘ war, als bisweilen angenommen wird.

In einem Ausblick wird gezeigt, wie Antisthenes noch weitere Mythen uminterpretiert und hierbei die traditionellen Leitbilder durch neue Helden zu ersetzen versucht, die seiner neuen Ethik besser entsprechen.

Augustins Epistemologie und Exegese in *De Genesi ad litteram*

Prof. Dr. Christian Tornau, Würzburg

Wollte man unter den theologisch-philosophischen Prämissen des spätantiken Bischofs und christlichen Denkers Augustinus (354-430 n. Chr.) von einer Optimierung des Menschen sprechen, so müsste man darunter jedenfalls die vollkommene Realisierung des Menschen als von Gott nach seinem Bild geschaffenen Vernunftwesens verstehen. Gewiss ist eine solche Realisierung und sogar bereits das Bemühen darum für Augustinus stets eine Gabe der göttlichen Gnade – er erhebt scharfen Einspruch gegen das antike philosophische, insbesondere stoische Ideal der menschlichen Selbstgenügsamkeit. Doch es ist im Sinne von Gottes Schöpfungswillen, wenn der Mensch auch und gerade in Bezug auf Gott und seine Verkündigung die Vernunft gebraucht. Für Augustinus ist der Glaube keine Alternative zur Vernunftkenntnis, sondern eine Stufe auf dem Weg dorthin – ein Weg, den Gott, mit einem von Augustinus häufig gebrauchten, eindrucksvollen Bild, als in der menschlichen Seele präsenter „innerer Lehrer“ selbst unterstützt.

Diese augustininische Epistemologie ist auch anwendbar auf Fragen der Naturphilosophie und Kosmologie. Wie alle antiken Denker besitzt Augustinus keinen Begriff von moderner experimenteller Naturwissenschaft. Die wichtigste Quelle naturphilosophischer Erkenntnis ist für ihn ein autoritativer Text: der Schöpfungsbericht des biblischen Buches Genesis. In seinem ‚Kommentar zur Genesis im Wortlaut‘ (*De Genesi ad litteram*) liest Augustinus diesen ‚literal‘ in dem Sinne, dass er seiner Auslegung die ‚kreationistische‘ Prämisse zugrundelegt, dass Gott die Welt erschaffen hat. Dennoch ist Augustins Genesis-Exegese kein Zeugnis eines wissenschaftsfeindlichen Literalismus. Augustins Auseinandersetzung mit dem biblischen Schöpfungsbericht folgt vielmehr einer spezifischen Rationalität, deren Grundzug das seine Epistemologie prägende Prinzip der „vernunftgemäßen Durchdringung der Glaubenswahrheit“ (*intellectus fidei*) ist. Die zentralen methodischen Maßstäbe, denen Augustins Texterklärung gemäß diesem Rationalitätsanspruch genügen muss, sind erstens die Kohärenz des Textes, zweitens die Vernunftgemäßheit der Auslegung und drittens die Kompatibilität der gewonnenen kosmologischen Aussagen mit den beobachtbaren Phänomenen. In diametralem Gegensatz zum biblizistischen Fundamentalismus versucht Augustinus also eine christliche Kosmologie, die grundsätzlich für neue wissenschaftliche Erkenntnisse offen ist. Natürlich sind die naturphilosophischen Einsichten, die Augustinus auf diesem Wege gewinnt, keine naturwissenschaftlichen Erkenntnisse im modernen, disziplinären Sinne. Dafür verbindet sein Nachdenken über den biblischen Text in für uns ungewohnter, philosophisch aber durchaus anregender Weise Weltentstehung und Kosmologie mit grundsätzlichen Reflexionen über das Verhältnis von Gott, Welt und Mensch, die metaphysischen Voraussetzungen physikalischer Welterklärung und die Bedingungen von Erkenntnis überhaupt.

Christian Tornau (geb. 1967) ist Professor für Klassische Philologie an der Universität Würzburg. Er forscht über Augustinus und die christliche Literatur der Antike, die Philosophie des Neuplatonismus und die antike Rhetorik. Er ist Vorsitzender der Sokratischen Gesellschaft und Mitherausgeber des Augustinus-Lexikons.

Publikationen:

Plotin: Ausgewählte Schriften. Herausgegeben, übersetzt und kommentiert von C. T., Stuttgart: Reclam 2001 (Zweite durchgesehene und bibliographisch ergänzte Auflage 2011).

Zwischen Rhetorik und Philosophie. Augustins Argumentationstechnik in *De civitate Dei* und ihr bildungsgeschichtlicher Hintergrund, Berlin/New York 2006 (UaLG 82).

Nur das Beste zeigen: Das Porträt als Tugendlob

Prof. Dr. Dietrich Boschung, Köln

Neuzeitliche Betrachter antiker Porträts neigen dazu, die Darstellungen als Ausdruck eines individuellen Charakters aufzufassen. In Wirklichkeit folgen sie aber zeitbedingten Normen und Wertvorstellungen, sollten sie doch die Tugenden und Verdienste der Porträtierten für die Nachwelt auf Dauer festhalten. Der Vortrag zeigt zum einen die Verfahren entsprechend optimierter Menschenbilder, zum anderen auch die Rückwirkung auf das Selbstverständnis antiker Gesellschaften.

Die Geburt Jesu, ein Zensus und die Frage nach Quirinius – Neue Ansätze zu einem alten Problem

Dr. Andreas Gerstaecker, Hamburg

Das lukanische Doppelwerk aus Lukasevangelium und Apostelgeschichte verknüpft an mehreren Stellen ausdrücklich und in einzigartiger Weise das Leben und Wirken Jesu von Nazareth und die Geschichte der ersten Christen mit der römischen (Welt-)Geschichte (Lk 2,1ff.; 3,1; 13,1; Apg 5,36f.; 11,28; 18,2). Im heutigen Vortrag soll eine dieser Stellen im Mittelpunkt stehen, nämlich die bekannte Weihnachtsgeschichte Lk 2,1-7.

In dieser Weihnachtsgeschichte verbindet der Evangelist Lukas die Geburt Jesu zum einen mit einem von Augustus angeordneten Zensus und zum anderen mit einem römischen Offiziellen, dem Publius Sulpicius Quirinius. Spätestens seit E. Schürers *magnum opus* „Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi“ geht eine Mehrheit in der Forschung davon aus, dass es sich bei dem erwähnten Zensus um eine theologische Konstruktion handelt. Diese habe das Ziel, die Geburt Jesu als des Messias nach alttestamentlich-frühjüdischer Erwartung nach Bethlehem zu verlegen. Außerdem stelle vor allem auch die Erwähnung des Quirinius einen Anachronismus dar. Dagegen hat es immer wieder prominente Stimmen (u.a. H.U. Instinsky, H. Braunert, A.N. Sherwin-White, P. Benoit, K. Rosen, M. Bockmuehl) gegeben, die zumindest den Zensus für historisch weitgehend korrekt beschrieben halten, wenn auch die Verortung des Quirinius für die meisten von ihnen weiterhin Fragen aufwirft.

Dieser Vortrag zeigt zum einen in knapper Form, dass der Evangelist Lukas als antiker Historiker bzw. Biograph ernst zu nehmen ist und die Vorgänge rund um den erwähnten Zensus grundsätzlich in angemessener Weise darstellt. Zum anderen stellt er einen Vorschlag zur Diskussion, wie auch die Person des Sulpicius Quirinius plausibel in das Geschehen eingeordnet werden kann. Die hier vorgelegte These versteht Quirinius als einen *legatus Augusti ad census accipiendos*, der mit kaiserlichem Sonderauftrag um das Jahr 8/7 v. Chr. nach Judäa entsandt wurde, um im Reich des Herodes eine disziplinarische Maßnahme in Form eines Zensus durchzuführen. Als Vergleichsmaterial werden die bekannten Belege für solche *legati censitores*, die vor allem in epigraphischer Form erhalten sind, in exemplarischer Weise herangezogen und diskutiert. Es wird sich zeigen, dass diese Belege zwar selbst Fragen hinsichtlich der genauen Stellung dieser Sondergesandten und ihres Verhältnisses zu den jeweiligen Statthaltern aufwerfen, aber dennoch hinreichende Parallelen bieten, um die Rolle des Quirinius, wie sie in Lk 2,1-7 angedeutet wird, sachgerecht verstehen zu können.

Weibliche Selbst- & Fremdoptimierung in den Koptischen Magischen Papyri

Julia Schwarzer M.A., Würzburg

Die koptischen magischen Papyri (KMP) geben einen einzigartigen Einblick in die Lebensrealität der Menschen im spätantiken Ägypten, abseits elitärer Diskurse und normativer Wertungen. Im Gegensatz zu den griechischen magischen Papyri (PGM) existiert neben einführenden Arbeiten keine Edition des gesamten Corpus. Die an der Universität Würzburg angesiedelte Nachwuchsforschungsgruppe „Coptic Magical Papyri: Vernacular Religion in Late Roman and Early Islamic Egypt“ unter der Leitung von Korshi Dosoo ist angetreten, um diese Lücke zu schließen. Die KMP fordern heraus durch ihre selbstverständliche Verflechtung christlicher wie paganer Traditionen und provozieren dazu, normativ vorgeprägte Konzeptionen des Christlichen, des Paganen, der Religion und der Magie auf den Prüfstand zu stellen. Ermöglicht wird diese Komplexität durch den Charakter der KMP Papyri als Überrest und ihre Rolle als Gebrauchsliteratur; sie stellen gerade keine abstrakte Beschäftigung mit Gedankensystemen, sondern die konkrete Bewältigung der Herausforderungen des alltäglichen Lebens dar. Der Vortrag stellt das erstmals in diesem Umfang zusammengestellte Corpus aus der Perspektive der Frauen vor, die mithilfe der Papyri versuchten, ihre Lebensumstände zu optimieren.

Normativer Diskurs und soziale Realität – Prediger, Laienchristen und die Optimierung christlicher Verhaltensregeln in der Spätantike

Michael Hahn, München

Die Ausbreitung des Christentums in der Spätantike, besonders nach der sog. Konstantinischen Wende, veränderte die religiöse Landschaft des Imperium Romanum in mehr als einer Hinsicht. Besonders umwälzend ist der Wandel der Normen des Zusammenlebens, der durch die Christianisierungsprozesse angestoßen wurde und der für eine wachsende Anzahl an Menschen zumindest theoretisch bedeutsam wurde. Die spätantiken Gemeindeglieder – Laien und Kleriker – hatten sich an neue Regeln zu halten, die weder im religiösen noch zivilen Kontext je zuvor in einer solchen kommunikativen Breite und Intensität diskutiert und weitergegeben wurden. Die in Predigten, Briefen oder Hirtenbriefen vermittelten Bestimmungen überschritten sich zwar oft mit den klassischen graeco-römischen Normen und lokalen Traditionen, gleichzeitig aber waren sie z. B. in Bezug auf die Sexualmoral oder den Kontakt mit traditionellen ("heidnischen") Formen der Religiosität dezidiert unterschiedlich. Diese komplexe sozionormative Matrix musste in der sozialen Praxis für Konflikte sorgen – wie ließen sich vor dieser Bühne überhaupt christliche Verhaltensregeln durchsetzen? In Ermangelung anderer wirksamer Mittel zur Überwachung von Verstößen gegen diese Normen waren die spätantiken kirchlichen Autoritäten, insbesondere die Bischöfe, auf Laienchristen angewiesen, die dazu angehalten wurden, Fehlverhalten unter anderen Laien aber auch Klerikern entweder selbstständig zu rügen oder den lokalen Bischöfen zu melden. Keineswegs waren die nichtklerikalen Christen dabei nur von den Bischöfen gelenkt, wenn sie als Wächter dieser Verhaltensregeln auftraten; ihre Motivation und Agenda bei der sozialen Kontrolle ihrer Mitchristen war ausgesprochen komplex. Sprache wurde dabei für die sich entwickelnde Kultur der Wachsamkeit in den Gemeinden nicht nur im normativen Diskurs zum wichtigen Faktor, sondern war auch für seine praktische Umsetzung in die soziale Realität zentral.

Der Vortrag versucht zu zeigen, dass die nichtklerikalen Mitglieder der christlichen Gemeinden eine bisher unerforschte Rolle bei der in der Spätantike intensivierten Bemühung um Optimierung des Menschen spielten und die Christianisierungsprozesse entscheidend mittrugen.

Mensch oder Monster? Selbstperfektionierung als Gratwanderung zwischen Weisheit und Narrheit

Dr. Anne Rolfes, Münster

Juan Luis Vives' *Introducción a la sabiduría* (Einführung in die Weisheit) aus dem Jahre 1524 ist nicht etwa, wie man vielleicht meinen könnte, eine Abhandlung darüber, welche Schriften man zum Zwecke der eigenen Bildung lesen, oder welche Fähigkeiten man sich aneignen sollte, um den Weg zur Weisheit zu beschreiten. Stattdessen ist der recht schmale Text von Anfang an eine Art Anleitung zur Tugend: Mittels der Vernunft müssen die Begierden des Körpers unter Kontrolle gebracht werden, um sich vom Laster abzuwenden. In der spanischen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts zielt Selbstperfektionierung auf ein Leben in Einklang mit dem göttlichen Gebot, so beispielsweise auch bei Bernardino de Riberol: Er wendet sich gegen Strebsamkeit und Ehrgeiz, die er negativ versteht als Habsucht und Gier. In seinem Lob der Armut (1556) preist er diese als Weg zur Perfektion, wobei er allerdings nicht Existenznöte aufwertet, sondern die bewusste Mäßigung und Selbstbeschränkung auf das Nötigste. Zwar steht sein Text ganz offensichtlich in der Nachfolge des *Lobs der Torheit* von Erasmus von Rotterdam, bemerkenswert ist aber, dass weder ihm noch anderen unmittelbar von der Schrift beeinflussten spanischen Texten die doppelbödige Ironie zu eigen ist, die das Lob so reizvoll macht. Erasmus' Text verdammt auch das Laster; die den Körper kontrollierende und ihn unterwerfende Vernunft erscheint hier aber keineswegs nur positiv, sie lässt vielmehr die allzu Vernunftorientierten unmenschlich wirken. Gerade gute Christen seien, so argumentiert die Stultitia, doch in Wahrheit besonders töricht. Die Unterscheidung von Torheit und Weisheit ist nicht immer eindeutig, das trifft im Grunde auch auf Vives' Traktat zu. Töricht ist bei ihm die unwissende Masse, die die wahre Natur der Dinge nicht erkennt, sie gar gegenteilig bewertet. Insbesondere verwechselt sie Narrheit mit Weisheit, was die Frage aufwirft, wie der Weise erkennen soll, dass er sich auf dem richtigen Weg befindet und nicht ebenfalls irrt. Vives freilich schreibt über diesen Aspekt gewissermaßen hinweg und lässt sich an keiner Stelle auf eine etwaige positive Umdeutung ein. Die Verwendung des Topos Narrheit jedoch, der eine Gegenüberstellung von Vernunft und Torheit intendiert und bei dem die eine Seite die andere durch Abgrenzung definiert, impliziert letztlich immer die Gefahr der Drehung der Verhältnisse: Was vernünftig erschien, ist in Wahrheit närrisch und umgekehrt. Der Topos ist also einerseits ideal, Ansichten und Handlungen zu kritisieren, indem man sie als Torheit oder gar Wahnsinn entlarvt, andererseits lässt sich der inhärente Kippmechanismus nicht gänzlich auflösen – der Narr kann dem König die Wahrheit sagen.

Es ist auffällig, dass in spanischen Texten des 16. und 17. Jahrhunderts Schriften, die satirisch die Verfehlungen der Gesellschaft aufzeigen wollen und sich dabei des Topos bedienen, die Narrheit umso nachdrücklicher zu bändigen versuchen. Die Lasterhaften der Welt werden in Narrenhäuser hinein fantasiert, höllische Narrenhäuser gar, in denen sie gefoltert werden und, so bei Hurtado de Toledo, nicht einmal mehr die Chance bekommen, zu beichten. „El sueño de la razón produce monstruos“, so heißt es gut 200 Jahre später in Goyas Capricho Nr. 43, der Schlaf oder auch der Traum (von) der Vernunft bringt Monster hervor. Umso bemerkenswerter ist ein Text der Anarchistin Amparo Poch y Gascón aus der Zeit des spanischen Bürgerkriegs im 20. Jahrhundert, den man trotz des großen zeitlichen Abstands in gewisser Hinsicht als Gegenentwurf lesen kann: In ihrem *Sanatorium des Optimismus* muss die Vernunft in Ketten gelegt werden, um die Menschen zu heilen.

Selbstoptimierung und/oder Selbstsorge in der spanischen Mystik

Prof. Dr. Bernhard Teuber, München

Das Wort ‚Mystik‘ kann verstanden werden sowohl als Bezeichnung für die Theorie einer erfahrungsgesättigten Gotteserkenntnis wie auch als eine spirituelle Praxis, die ein Mensch an sich vollzieht. Beides besteht laut den klassischen Doktrinen aus einem dreigliederigen ‚Weg‘, der von einer Phase der Reinigung (*via purgativa*) über eine Phase der Erleuchtung (*via illuminativa*) zu einer Phase der Vereinigung mit dem Göttlichen führt (*via unitiva*). Besondere Prägnanz haben Theorie und Praxis der Mystik im frühneuzeitlichen Spanien gewonnen, insbesondere bei Teresa de Jesús und Juan de la Cruz, den herausragenden Repräsentanten der karmeliten-Ordensreform des 16. Jahrhunderts. Der Beitrag untersucht, inwiefern das modern definierte Konzept einer ‚Optimierung des Menschen‘ Anwendung auf die karmeliten Mystagogik und auf die literarische Inszenierung mystischer Erfahrung Anwendung finden kann. Im Horizont eines säkularen Aufklärungsdenkens wird Optimierung als ein tendenziell offener Prozess der ‚Perfektionierung‘ auf der Basis weltimmanenter *perfectibilité* verstanden (Jean-Jacques Rousseau), welcher – jüngsten Vorstellungen zufolge – letztlich das Humanum transzendieren und ins Transhumane münden wird (Yuval Noah Harari). Auch der Weg, den die spanische Mystik der ‚Menschenseele‘ anempfiehlt, hat Prozesscharakter. San Juan unterscheidet unter seinen Lesern die Gruppen der Anfänger (*principiantes*), der Fortgeschrittenen (*aprovechados*) und der Vollkommenen (*perfectos*). Santa Teresa beruft sich am Anfang der ‚Inneren Burg‘ (*Las moradas*) auf das Prinzip der ‚Sorge‘ (*cuidado*) beziehungsweise ‚Selbstsorge‘, welches bekanntlich auf die antike Moralphilosophie zurückgeht (*cura sui*) und in Michel Foucaults späten Schriften neu profiliert worden ist. Foucault betrachtet die Selbstsorge (*souci de soi*) als eine Arbeit, ja eine Technik, die das Subjekt an sich selbst verrichtet, so dass es sich auf die Wahrheit zubewegt und einem eigenen Lebensstil Gestalt verleiht. Keine Frage, dass in der platonischen und neuplatonischen Tradition der Mystik die Annäherung an das ‚Wahre‘ zugleich eine Anverwandlung an das ‚Schöne‘ ist – und erst recht an das ‚Gute‘ (*bonum*), ja sogar an das ‚Allerbeste‘ (*optimum*). Neben dieser ‚konstruktivistischen‘ Tendenz der mystischen (Selbst-) Optimierung lässt sich allerdings auch eine ‚destruktivistische‘ (oder gar ‚dekonstruktive‘?) Seite dieses Weges beobachten, in der sich das Subjekt von all seinen Verstrickungen löst (*desasimiento*) und stattdessen der Leere oder dem Anderen aussetzt, welches je schon sein Inneres bewohnt. Hierin manifestiert sich dann doch ein klarer Unterschied zu den technizistischen Konzeptionen von (Selbst-) Optimierung eines ‚säkularen Zeitalter‘ (Charles Taylor). Dieser Unterschied ist es wohl auch, der das Provokationspotential der mystischen Selbstsorge in sich birgt.

Optimierung in utopischer Literatur der Frühen Neuzeit

Jun.-Prof. Dr. Gudrun Bamberger, Mainz

Mit Thomas Morus' *Utopia* (1516) setzt in der Frühen Neuzeit eine ungebrochene Rezeption utopischer Literatur ein, die zu unterschiedlichen Debatten um den idealen Bürger einer Gesellschaft führt. Diese Idealität gilt es durch Optimierung von Erziehung, Sanktionen und Institutionen zu erreichen. Wichtig dabei ist, dass das Charakteristikum utopischer Literatur eine prinzipielle Erfüllbarkeit der Zielvorstellungen ist und also auf Möglichkeitsdenken beruht. In der bereits fortgeschrittenen Rezeptionsphase im 17. Jahrhundert differenziert sich diese Anlage des utopischen Diskurses weiter aus. In unterschiedlichen Modi und Genres wird an der Idee des utopischen Staates gearbeitet. Die Gattung des politischen Romans sticht hierbei hervor, allerdings bleibt die literarische Umsetzung der Thematik nicht auf diesen beschränkt, auch wenn sich die Gattung ‚Utopie‘ in der älteren Literaturgeschichtsschreibung oftmals synonym mit dem politischen Roman liest.

Mein Beitrag möchte einer spezifischen Richtung der angesprochenen Ausdifferenzierung nachgehen und die utopische Erziehungsschrift *Nutz- und Ergötzungs-reicher Vorschlag / eine Neue Welt ohne Schiff und Seegel ehestes zu erfinden* (1678) von Johann Georg Schiebel und Martin Opitz' Programmschrift *Buch von der deutschen Poeterey* (1624) in den Fokus rücken. Hier zeigt sich eine Verkettung von radikalem Optimierungswillen und Ästhetisierung des Romans. Ein weiteres für den Beitrag wichtiges Beispiel, das kurz Erwähnung finden soll, ist das Schäferspiel als Gattung und Johann Christoph Gottscheds *Atalanta* (1742) im Besonderen. Das Schäferspiel ist als solches auf eine Defizienz innerhalb der *dramatis personae* hin angelegt und stellt einen weiteren Fall gattungsbedingter Optimierung als Höhepunkt eines jeden Textes dar. In seiner Anlage als idealtypischer Landschaft der schäferlichen Natur kann diese Gattung außerdem zur utopischen Literatur gezählt werden.

Von Menschen und Maschinen: Die Optimierung des Menschen in Kazuo Ishiguros *Klara and the Sun*

Dr. Lena Linne, Ruhr-Universität Bochum

Kazuo Ishiguro, der 1989 mit dem Booker Prize und 2017 mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet wurde, ist insbesondere bekannt für seine Romane *The Remains of the Day* (*Was vom Tage übrig blieb*) und *Never Let Me Go* (*Alles, was wir geben mussten*). Sein neuester Roman *Klara and the Sun* (*Klara und die Sonne*), erschienen im März 2021, greift Motive aus seinen früheren Romanen auf: (1) Wie der Butler Stevens in *The Remains of the Day* ist die Ich-Erzählerin Klara in *Klara and the Sun* eine ihrem Haushalt demütig ergebene Diener- bzw. Dienerinnenfigur, die einem Drang zur Selbstoptimierung folgend bis zur Selbstaufgabe bereit ist, bestmögliche Dienste zu leisten. (2) Wie *Never Let Me Go* spielt *Klara and the Sun* in einer Zukunftsgesellschaft, die das menschliche Leben auf verschiedene Weisen zu optimieren sucht: In *Never Let Me Go* dienen Klone als Organspender:innen. In *Klara and the Sun* werden zum einen Menschen genverändert, um ihre intellektuelle Leistungsfähigkeit erhöhen, und es werden ihnen zum anderen mit künstlicher Intelligenz (KI) ausgestattete, androide Roboter zur Seite gestellt, die sogar den genveränderten Menschen an Leistungsfähigkeit überlegen sind. Gemeinsam ist beiden Romanen, dass sie weniger eine Warnung vor den potenziellen Gefahren des wissenschaftlichen Fortschritts sind, als vielmehr eine Reflektion darüber, was den Kern des menschlichen Wesens ausmacht. Anders ausgedrückt: Es geht nicht um Dystopie, sondern um Anthropologie.

In meinem Vortrag werde ich darlegen, dass Ishiguro in *Klara and the Sun* den menschlichen Optimierungsdrang weniger deswegen darstellt, um vor potenziell negativen Folgen der Genveränderung und KI zu warnen, sondern vielmehr, um uns einen Spiegel vorzuhalten. Anhand des Androiden Klara untersucht Ishiguro, was das menschliche Wesen ausmacht: Neugierde, Empathie und das Vertrauen in eine höhere Macht. Damit führt uns die zukunftsorientierte Optimierung des Menschen in *Klara and the Sun* paradoxerweise zurück zu unseren Ursprüngen und zum Kern unseres Wesens.

Von der Perfektibilität des Menschen – zwischen Theologie und säkularer Fortschrittsphilosophie

Prof. Dr. Oliver Krüger (Universität Freiburg i.Ue.)

Radikale Zukunftsutopien wie der Post- und Transhumanismus werden häufig als Kontrapunkt zum Humanismus oder zum christlichen Menschenbild interpretiert. Tatsächlich erscheint die Vision von der Ablösung der Menschheit durch künstliche Intelligenzen und Roboter auf den ersten Blick als ein vollständiger Bruch mit bisherigen philosophischen und theologischen Traditionen. Auch die Aussicht auf eine technische Immortalisierung des Menschen im Speicher eines Computers entspricht dieser Wahrnehmung.

Auf den zweiten Blick ist jedoch erkennbar, dass Post- und Transhumanisten trotz ihrer meist materialistischen Selbstpositionierung eine ganze Reihe religiöser Motive und Elemente in ihrer Argumentation aufnehmen. Dies ist einerseits erklärbar mit der zunehmenden Verknüpfung, dem *entanglement*, naturwissenschaftlicher Ideen mit religiösen Vorstellungen, die wir sehr deutlich seit Mitte des 19. Jahrhunderts beobachten können. Andererseits spiegeln sich hierin Auffassungen von der Perfektibilität des Menschen in der englischen und amerikanischen Aufklärung, die seit dem späten 18. Jahrhundert nicht in Opposition zur Religion, sondern in Einklang mit Religion gedacht wurden, wie z. B. bei Joseph Priestley oder Edmund Law. Werden diese Quellen berücksichtigt, so löst sich der hitzige Streit, den Rudolf Bultmann, Karl Löwith und Hans Blumenberg um die Autonomie oder Abhängigkeit der säkularen Fortschrittsphilosophie von der Theologie führten, auf andere Weise auf. Somit ergeben sich neue Perspektiven auf die komplexen Verflechtungen zwischen technologischen, naturwissenschaftlichen und religiösen Ideen.

Die Schule des Ikarus

Transhumanismus, Menschengzucht und das Erbe der Eugenik

Dr. Oliver Dürr, Fribourg

Das transhumanistische Programm einer bio- und informationstechnischen „Menschenverbesserung“ entstand nicht im luftleeren Raum. Sowohl ideengeschichtlich als auch im Blick auf die Entstehungsgeschichte des zeitgenössischen Transhumanismus zeigt sich eine signifikante Überschneidungsfläche zur „klassischen“ und „neuen“ eugenischen Bewegung (spezifisch in der Gestalt einer „positiven“ Eugenik). Diese Nähe kann paradigmatisch an Julian Huxley (1887–1975) festgemacht werden – einem prominenten Mitglied der *British Eugenics Society* und Stichwortgeber des zeitgenössischen Transhumanismus (vgl. Huxley 1951). Beide Bewegungen weisen familienähnliche Variationen eines biologischen Menschenbildes, evolutionistischen Geschichtsverständnisses und wissenschaftlich-politischen Aktivismus' auf und kaprizieren sich dabei auf einen technologischen „Solutionismus“ (vgl. Morozov 2013).

Im Kontext dieser teils impliziten teils expliziten Hintergrundannahmen geht der Vortrag der transhumanistischen Konzeption einer „liberalen Eugenik“ (vgl. Agar 1998) nach, die sich zunächst von den totalitären und zentralistischen Zwangsprogrammen ihrer Vorläufer im 20. Jahrhundert bewusst abzugrenzen sucht (vgl. Bostrom 2005). Es muss dabei eruiert werden, inwiefern sich diese zeitgenössischen Ideen und Handlungsprogramme einer „Menschenverbesserung“ wirklich von ihrem historischen Erbe gelöst haben und ob sie dies unter den Vorzeichen einer digitaltechnisch getriebenen Optimierungsgesellschaft überhaupt noch können. Zumal sich darin viele eugenische Annahmen und Wertungen diskursiv bereits „normalisiert“ (vgl. Lorenz 2018: 9) haben. In diesem Kontext muss auch der transhumanistische Vorwurf, jegliche Differenzierung zwischen kurativer Medizin und „Enhancement“ sei Ausdruck eines haltlosen „Essentialismus“, reevaluiert und auf seine unausgesprochenen Hintergrundannahmen befragt werden. Dies nicht zuletzt, weil der Begriff „Verbesserung“ (*enhancement*) selbst einen Maßstab suggeriert, der aus theologischer Perspektive kritisch zu prüfen ist.

Insgesamt bleibt zu befürchten, dass der Transhumanismus – trotz bester Absichten! – als jüngste Iteration eines eugenischen Programms dieselben Fehler begeht und dieselben Probleme reproduziert, die seine historischen Vorläufer zurecht in die Kritik gebracht haben. Am Ende kann sich die „liberale Eugenik“ des säkularistischen Transhumanismus nicht vom Schatten der „positiven Eugenik“ lösen, weil sich dessen anthropologische Deutungen und Wertungen im Kontext seines Weltbildes kaum von demjenigen der klassischen Eugeniker abhebt. Ist der Transhumanismus am Ende doch der jüngste Spross einer menschengzüchterischen Schule des Ikarus?

**„Sterbliche aller Länder, vereinigt euch!“ – Nikolaj Fedorovs
Projekt zur Überwindung des Todes zwischen christlicher
Eschatologie und Transhumanismus.**

Dr. Michael Hagemeister (Bochum)

Unsterblichkeit ist ein alter Menschheitstraum. Das Christentum verheißt ewiges Leben im Jenseits, doch ist dies nur für die Schar der Auserwählten attraktiv, während der „massa damnata“ endlose Qualen in den Folterkammern der Hölle drohen. Kalifornische Tech-Pioniere träumen hingegen von einer durchaus angenehmen unbegrenzten Existenz, wenn auch nur als Simulation im virtuellen Raum eines Supercomputers.

Beiden Konzepten soll ein Projekt gegenübergestellt werden, das der russische Philosoph Nikolaj Fedorov (1829–1903) entworfen hat: Die Überwindung des Todes und die materielle Wiederherstellung („Auferweckung“) aller vergangenen Geschlechter mit ausschließlich wissenschaftlich-technischen Mitteln – eine „supramoralisch“ begründete „Apokatastasis panton“ ohne göttliche Beteiligung. Fedorov wendet sich sowohl gegen den „doppelten Ausgang“ des Jüngsten Gerichts, der die Einheit der Menschheit auf immer zu zerstören droht, als auch gegen eine Idee des Fortschritts, die den Tod akzeptiert und das vergangene Leiden ignoriert. Von allen für alle geschaffen, verwirklicht sein innerweltliches Paradies die Einheit aller Menschen in Raum und Zeit und kennt weder „Verdammte“ noch „Opfer der Geschichte“.

Im postsowjetischen Russland gilt Fedorov als religiöser Denker, dessen Lehre nach dem Alten und Neuen Testament eine dritte Phase eröffne, in der ein „aktiv-evolutionäres Christentum“ die Mitwirkung (Synergismus) des Menschen am Heilshandeln Gottes und an der Vollendung und Vergöttlichung (Theosis) der Schöpfung fordere, während Transhumanisten ihn als technokratischen Begründer des „wissenschaftlichen Immortalismus“ und Vordenker computer-generierter „Ahnensimulationen“ verehren. Beide Deutungen werden, wie gezeigt werden soll, seiner Originalität jedoch nicht gerecht.

Ein anderer Transhumanismus? Mission und Entwicklung und die Perfektionierung des Menschen

PD Dr. Dr. Thomas Fornet-Ponse (Aachen)

„Ein besserer Mensch“ – mit dieser Vorstellung sind schon seit langer Zeit auf unterschiedlichste Weise Hoffnungen und Wünsche vieler Menschen verbunden. Den Hoffnungen und Wünschen entsprechend gibt es auch unterschiedliche Versprechungen, wie diese erreicht werden können – sei es seitens Religionen und Weltanschauungen, der (Natur-)Wissenschaften oder der Technik. Auch ein klassisches Missionsverständnis war darauf ausgerichtet, den Menschen zu verbessern, da diejenigen kognitiven Defizite beseitigt werden sollten, die die Menschen an der Anerkennung Christi und Gottes hindern. Da die Erkenntnis Gottes nur in vernünftiger und freier Zustimmung erfolgen könne, spielen Vernunftgründe eine große Rolle. Von anderen Missionskonzeptionen wurde weniger die individuelle Belehrung und Bekehrung in den Vordergrund gestellt und mehr der Aspekt der Kirchengründung. Beide Akzente wurden auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil miteinander verbunden, wobei die Idee der Verbesserung des Menschen weniger kognitivistisch gefasst ist, sondern mit dem Gedanken der Teilhabe an der Liebe Gottes ausgedrückt wird (AG 5). Aber auch beim individuellen Fokus auf der Rettung der Seele ist das Heil des Menschen ganzheitlich zu verstehen und beinhaltet die menschliche Förderung. Indem ein solches integrales Missionsverständnis Mission als religiöse Unterweisung und Mission als Dienst am gesamten Menschen verbindet, stehen Entwicklungshilfe und Entwicklungszusammenarbeit in dieser Traditionslinie und säkularisieren zentrale Inhalte vor dem Hintergrund abendländischer Vorstellung wirtschaftlich-politisch. Dazu gehört die abendländische Zeit- und Geschichtsauffassung, in der die Zeit als linear, fortschreitend, unumkehrbar und quantifizierbar und Entwicklung somit als einheitlich, kontinuierlich, periodisch, unumkehrbar und teleologisch verstanden und vom Subjekt getragen wird. Sie wird damit zu einem modernen, säkularisierten Heilsversprechen. Mit den Aspekten der linearen Entwicklung, eines Geschichtsoptimismus, der technologischen Machbarkeit und der Ökonomisierung ist dieses Entwicklungsverständnis auf eine messbare Verbesserung der gesellschaftlichen und politischen Situation ausgerichtet. In der kritischen Reflexion wird sowohl vorgeschlagen, den Begriff definitiv zu überwinden, als auch eine andere Art von Entwicklung für möglich gehalten. Angestrebt ist dabei ein sozialer Wandel, der das Leben vieler Menschen im Globalen Süden verbessert, indem er ihren Lebenswelten und Vorstellungen entspricht.

Im Vergleich zeigen sich interessante Parallelen zwischen dem herkömmlichen Missions- und Entwicklungsverständnis und Anliegen des Transhumanismus. So teilen sie die philosophischen Grundlagen der neuzeitlich-abendländischen Denkkategorien und die Vorstellung eines unaufhaltsamen und technologisch unterstützten Fortschritts, die mit einer eher materialistischen Anthropologie verbunden ist.

Korrespondierend dazu können sich die Perspektiven eines Kritischen Posthumanismus und eines modernen Missions- und Entwicklungsverständnisses ergänzen. Beide plädieren für eine offene, dynamische und plurale Anthropologie und kritisieren einen Anthropozentrismus. Zudem sind ihre Visionen zur Verbesserung des Menschen gut miteinander kombinierbar.

„Zwischen Freiheit und Krieg: Der Konflikt um die Ukraine seit den Maidanprotesten 2013/2014“

(Abweichungen vorbehalten)

Botschafter Dr. Ernst Reichel, Athen

- Titel des Vortrags lässt offen, wer die Parteien des Konflikts „um die Ukraine“ sind. Richtig, denn um diese Frage gibt es einen Deutungsstreit. Handelt es sich um einen Konflikt zwischen Russland und dem russischen Feindbild NATO (oder der EU) um „Einflusssphären“? Oder geht es um einen Konflikt zwischen Russland und der Ukraine darum, ob Russland Identität und Kurs der Ukraine fremdbestimmen kann? Oder beides?
- (Weiteres Dilemma: Betrachtung ex ante, aus der Perspektive der Zeit, in der Entscheidungen fielen, oder ex post, mit dem Wissen um die spätere, umfassende russische Aggression gegen die Ukraine?)
- Zwei Daten illustrieren die erste Frage:
 - = NATO-Gipfel Bukarest 2008 mit NATO-internem Streit, ob der Ukraine und Georgien der Membership Action Plan, eine Art Anwartschaft auf die NATO-Mitgliedschaft, gewährt werden soll. Die demokratisch gewählten Machthaber in der Ukraine wünschten dies. Ergebnis: Grundsätzlich ja, aber faktisch Aufschub auf unbestimmte Zeit.
 - = Maidan-Proteste in der Ukraine 2013/14. Der eher Russland-geneigte Präsident Janukowytsh nahm unter massivem russischem Druck sein Versprechen zurück, mit der EU ein Assoziierungsabkommen zu schließen. Dies löste Massenproteste aus, die nach mehreren Monaten und mehr als 100 Todesopfern unter den Demonstranten zu seiner Flucht nach Russland führten.
- Der ebenfalls demokratisch gewählte Nachfolger Poroschenko schloss das EU-Assoziierungsabkommen ab. Kurz darauf übernahmen in einer Art Strafaktion die „kleinen grünen Männchen“ (d.h. russische Soldaten in Uniformen ohne Hoheitszeichen) die Krim, und begann der Versuch Russlands, handstreichartig durch angeworbene bewaffnete Banden die Macht im Ostteil der Ukraine zu übernehmen (mit russischer deniability). Als im anschließenden Krieg diese Banden drohten, militärisch zu unterliegen, griff Russland mit regulären Streitkräften ein.
- Versuchtes, teilweise erfolgreiches „Einfrieren“ und skizzierter Pfad zur Entschärfung durch Minsker Vereinbarungen unter Vermittlung von Merkel/Hollande.
- Darstellung des wesentlichen Inhalts und Kritik der Minsker Vereinbarungen. Eingebaute Mehrdeutigkeiten. Vor allem auf russischer Seite in den Folgejahren keine Absicht zur Umsetzung, aber auch auf ukrainischer Seite Ambivalenz und scharfe interne Kontroversen.
- In den Folgejahren weiter lokale Kriegführung auf niedrigem Niveau ohne Stellungsveränderungen. Poroschenko bemühte sich im Wesentlichen erfolglos bzw. deklaratorisch um Annäherung an NATO und EU. Politischer Fokus verlagerte sich zunehmend auf innere Reformen, um Staat und Gesellschaft in Richtung Rechtsstaat und funktionierende Marktwirtschaft zu transformieren, d.h. den übermäßigen politischen Einfluss von Oligarchen zu reduzieren. Schwieriger Prozess mit Fortschritten, aber auch mit viel verdecktem, hinhaltendem Widerstand.

-Zugleich führten Maidan und russische Aggression ab 2013 (auch 2016-2019) zu einem starken Schub bei der Herausbildung eines ukrainischen Nationalbewusstseins (in Abgrenzung von Russland). Ablesbar auch am verstärkten Gebrauch der ukrainischen Sprache im öffentlichen Raum und Gesetzgebung, um diesen zu fördern. In der ukrainischen Bevölkerung wuchs die Unterstützung für einen Beitritt zu EU und NATO erheblich an.

-Wahlkampf mit Wahl Selenskys (mit 73%!) zum Präsidenten 2019 von innenpolitischen Themen getrieben (Korruptionsbekämpfung, Überdruß mit der politisch-wirtschaftlichen Elite), Krieg in der Ostukraine dagegen im Hintergrund. Selensky (jüdisch und russischsprachig) im Wahlkampf orientiert auf Frieden und Verständigung mit Russland.

-Der umfassende militärische Angriff Russlands auf die Ukraine am 24.2.2022 war eine „Zeitenwende“ und hat die Parameter nicht nur der ukrainischen, sondern der gesamteuropäischen Sicherheit entscheidend verändert. Es gab keine vorherige Lageveränderung zu Lasten Russlands, die zur Erklärung des Angriffs herangezogen werden könnte.

-Russland hat zahlreiche disparate und evident kontrafaktische Rechtfertigungen verbreitet und teils später wieder fallen gelassen, von der bevorstehenden Stationierung von NATO-Truppen in der Ukraine über die Produktion von Chemiewaffen im westlichen Auftrag über die notwendige „Denazifizierung“ der Ukraine, die Rettung unterdrückter russischsprachiger Ukrainer im Donbass bis hin zur Verlautbarung, es gehe um die Schaffung einer neuen Weltordnung, in der die USA/NATO nicht mehr dominierten.

-All dies ist nicht nur falsch, sondern zudem vollkommen unschlüssig, um einen Angriffskrieg zu rechtfertigen, der gegen das fundamentale völkerrechtliche Gewaltverbot (Art. 2 Abs. 4 VN-Charta, *ius cogens*) verstößt.

-Wenn man nach dem subjektiven Motiv Putins fragt, den Angriff zu befehlen, erscheint noch am glaubhaftesten die von Putin mehrfach, auch schriftlich in einem pseudohistorischen Aufsatz, geäußerte Behauptung, eine ukrainische Nation gebe es nicht, sie sei Teil des russischen Volkes und habe keine Existenzberechtigung. Die imperiale Bestimmung Russlands sei es wie unter Peter dem Großen, derart historisch russisches Territorium und seine Menschen wieder nach Russland heimzuholen, auch gegen deren Willen mit militärischer Gewalt.

-Auch dies steht natürlich in offenem, fundamentalem Widerspruch zum Völkerrecht des 20. oder 21. Jahrhunderts, sondern passt in der Tat eher in die Vorstellungswelt überwunden geglaubter Epochen des Imperialismus oder Kolonialismus.

-Rückkehr zur Eingangsfrage: Die Ukraine kämpft in diesem Krieg um ihre Existenz als Staat, ihre Bürger kämpfen nicht nur um ihre Freiheit und Selbstbestimmung, sondern auch für ihren Staat und ihre Identität als Nation. Russland bestreitet der Ukraine all dies. Russische Ärgernisse um die NATO und Beitritte zu ihr sind Nebenargumentationen und haben keinerlei rechtfertigende Wirkung. Wie ein Slogan richtig sagt: Wenn Russland das Kämpfen einstellt, gibt es keinen Krieg. Wenn die Ukraine das Kämpfen einstellt, gibt es keine Ukraine mehr. Die Überzeugung in der Ukraine, dass Russland ein Feind ist, gegen den man sich auch unter höchsten Kosten verteidigen muss, ist überaus stark. Vor diesem Hintergrund ist es abwegig, wenn Russland behauptet, die Ukraine sei das willenlose Werkzeug eines expansiven Westens, das Russland schon immer eindämmen und klein halten wollte. Tatsächlich haben sich ja die westlichen Staaten in einer Weise von russischen Öl- und

Gaslieferungen abhängig gemacht, dass es nun schwerer fällt, die Zusammenarbeit mit einem imperialistischen Russland einzustellen.

-Die normative Dimension dieses russischen Angriffskriegs ist jedoch ähnlich fundamental. Es geht um die Frage, ob es erfolgreich sein darf, dass sich ein Staat einen anderen gewaltsam einzuverleiben versucht, ob ganz oder teilweise. Aus der Antwort auf diese Frage, die nur nein lauten kann, praktische Schlussfolgerungen für die gesamteuropäische und globale Sicherheit zu ziehen, ist die Essenz der „Zeitenwende“.

Nukleare Gefahren in der Ukraine. Die völkerrechtliche Behandlung von Atomkraftwerken und Atombomben im Krieg am Beispiel der russischen Aggression

Philipp Sauter, Heidelberg

Am Morgen des 5. April 2022 wachte Europa mit der Meldung auf, dass das ukrainische Kernkraftwerk Saporischschja – das größte Atomkraftwerk Europas – im Osten der Ukraine von einer russischen Rakete getroffen wurde. Erst nach wenigen Stunden später konnte Entwarnung gegeben werden, dass keiner der sechs Reaktorblöcke, sondern ein Schulungsgebäude auf dem Gelände getroffen wurde. Allerdings ist bis zum heutigen Tage das Kraftwerk unter russischer Besetzung und wird vom russischen Staatskonzern Rosatom betrieben. Hinzu kommt, dass dieses sogar als militärischer Stützpunkt verwendet wird. Das Kraftwerk Saporischschja ist allerdings nicht das einzige Kernkraft, das eine Rolle im Rahmen der russischen Aggression spielte. Die Ruine des ehemaligen Atomkraftwerks Tschernobyl wurde gleich zu Beginn der Invasion am 24. Februar von russischen Truppen besetzt und von diesen bis zum Rückzug am 31. März kontrolliert. In Folge dessen wurden erhöhte Strahlungswerte in der Umgebung gemessen, Mitarbeitende festgehalten und notwendiges Equipment gestohlen. Im ersten Teil wird sich der Vortrag mit der Rolle von Atomkraftwerken im Krieg beschäftigen. Hierbei wird auf die Rolle der internationalen Atomenergiebehörde IAEA sowie auf die einschlägigen Normen des Nuklearrechts, einem Teil des Völkerrechts, eingegangen. Darüber hinaus wird deren Rolle im Rahmen des humanitären Völkerrechts beleuchtet, insbesondere, ob ein Atomkraftwerk Ziel eines militärischen Angriffes sein darf.

Darüber hinaus droht Putin regelmäßig mit dem Einsatz von Atomwaffen. Bereits zu Beginn des Krieges wurden die russischen Nuklearstreitkräfte in erhöhte Einsatzbereitschaft versetzt. Russland besitzt mit geschätzt knapp 6000 nuklearen Sprengköpfe so viele wie kein anderer Staat der Welt. UN Generalsekretär Guterres warnt die Welt, dass sie nur ein Missverständnis von einer „nuklearen Annihilation“ entfernt sei. Im zweiten Teil des Vortrages wird auf die Rolle von Atomwaffen im Krieg und der Zulässigkeit des Einsatzes mit Hinblick auf das Gutachten des Internationalen Gerichtshofes aus dem Jahre 1997 eingegangen. Hierbei wird beleuchtet, ob nicht bereits die Drohung Putins gegenüber dem Westen ein Verstoß gegen das völkerrechtliche Gewaltverbot darstellen kann sowie, ob der Einsatz atomarer Waffen im Hinblick auf das humanitäre Völkerrecht gerechtfertigt sein könnte.

Philipp Sauter, Heidelberg, Max-Planck-Institut für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht, Im Neuenheimer Feld 535, 69120 Heidelberg, Email: sauterp@mpil.de

Entzweiung im Völkerrecht. Das Ringen um die Deutung des Völkerrechts zwischen Russland und dem Westen 1992-2022

Prof. Dr. Dr. Angelika Nußberger, Köln

In der Geschichte Russlands stellt sich die Zeit vom Untergang der Sowjetunion im Dezember 1991 bis zum militärischen Angriff auf die Ukraine im Februar 2022 als eine abgeschlossene Epoche dar, für die die Auseinandersetzung mit dem Völkerrecht prägend ist. Sehr deutlich lassen sich drei Phasen unterscheiden – eine erste Phase, die mit „Orientierungswirkung des Völkerrechts“ überschrieben werden kann, eine zweite Phase, in der eine kritische Auseinandersetzung mit dem Völkerrecht dominiert, und eine dritte Phase, die durch einen zynischen Umgang mit dem Völkerrecht gekennzeichnet ist.

In der Transition Anfang der 90er Jahre waren völkerrechtliche Normen in einer Phase großer Unsicherheit, in der Staat und Gesellschaft – nach über sieben Jahrzehnten sozialistischer Herrschaft – neu errichtet, wenn nicht „erfunden“ werden mussten, eine Basis, auf der man aufbauen konnte. Insbesondere Menschenrechtsverträge wie der Internationale Pakt über bürgerliche und politische Rechte und der Internationale Pakt über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte stellten eines der wenigen rechtlichen Bindeglieder zwischen der alten und der neuen Zeit dar. Die Sowjetunion hatte die entsprechenden völkerrechtlichen Verträge ratifiziert, aber nicht in die Wirklichkeit umgesetzt. In der neuen Verfassung konnten sie als Grundlage genommen werden; viele der Formulierungen etwa im Grundrechteteil orientieren sich daran. Zugleich waren die frühen 90er Jahre eine Zeit der Offenheit für internationale Zusammenarbeit und auch für die Eingliederung in internationale Organisationen. So war der Beitritt zum Europarat ein wichtiges politisches Ziel, das auch bei der Ausarbeitung neuer Gesetze – zumindest teilweise – berücksichtigt wurde. Völkerrechtlichen Verträgen wurde in der russischen Verfassung von 1993 eine Vorrangstellung sogar vor nationalem Gesetzesrecht eingeräumt.

Diese erste Phase, die im Wesentlichen mit der Jelzin-Zeit zusammenfällt, endete mit der Auseinandersetzung über das Vorgehen „des Westens“ im Kosovo. Das NATO-Bombardement ohne UN-Mandat und die anschließende Unterstützung der Unabhängigkeit des Kosovo wurden als so gewichtiger Bruch des Völkerrechts wahrgenommen, dass man dem Westen eine Doppelmoral vorwarf. Auch wenn es mit dem „War on Terror“ noch einen zeitweisen Schulterschluss zwischen den USA und Russland gab und der zweite Tschetschenienkrieg aus dem Westen nicht die Kritik erfuhr, die er verdiente, so war doch die Entzweiung zwischen Russland und dem Westen schon vorbereitet. Marksteine in der Entwicklung waren Putins Rede auf der Münchener Sicherheitskonferenz und der Fünf-Tage-Krieg in Georgien. Der Irakkrieg gab Russland einen weiteren Anlass, dem Westen Doppelmoral bei der Einhaltung der grundlegenden Bestimmungen des Völkerrechts vorzuwerfen. Aber auch die Sicht auf universal geltende Menschenrechtsstandards wurde zunehmend kritischer; die positive Sicht wich einer Skepsis gegenüber *ultra vires* agierenden Institutionen.

In der dritten Phase, die mit der Annexion der Krim und dem Beginn des Kriegs im Donbass beginnt, dient das Völkerrecht nur mehr einer zynischen Verschleierung machtpolitischer Ambitionen Russlands. Völkerrechtliche Begründungen wie Rechte von Minderheiten, Selbstverteidigungsrecht und Schutz vor Genozid werden noch immer bemüht, sind aber abgekoppelt von der Realität, die zunehmend geleugnet wird. Kulminationspunkt dieses Ansatzes ist die am im Februar 2022 vom russischen Präsident Putin gegebene Begründung für den Beginn eines Angriffskriegs gegen die Ukraine, in dessen Folge Russland zunehmend – etwa mit dem Ausschluss aus dem Europarat und dem Menschenrechtsrat – international isoliert wird und ein „alternatives Völkerrecht“ entwickelt.

In dem Vortrag soll diese Entwicklung im Detail kritisch nachgezeichnet werden.

**Territorial Conflicts on the Territory of the Former Soviet Union.
Stabilised *de facto* Regimes between Territorial Integrity, the Right of
Self-determination, and the Interests of Third Parties**

Prof. Dr. Noëlle Quénivet, Bristol

Since the fall of the Soviet Union, eight non-State entities have appeared on its territory, each claiming independence, if not statehood: Abkhazia (Republic of Abkhazia), Chechnya (Republic of Ichkheria), Crimea (Republic of Crimea), Donetsk People's Republic, Luhansk People's Republic, Nagorno-Karabakh (Republic of Artsakh), Transnistria (the Pridnestrovian Moldavian Republic), and South Ossetia (the Republic of South Ossetia - State of Alania). The overwhelming majority of these entities are borne out of the use of armed force and are viewed by political scientists as the epicentre of 'frozen conflicts', even though hostilities do flare up from time to time. From an international law perspective, two (Crimea and Chechnya) have been incorporated into another State whilst the others are perduring as non-State entities. The latter situation, most notably, causes a significant problem for international law.

Indeed, the purpose of international law is to regulate the relations between States which are its primary subjects. Being essentially state-centric, international law appears ill-conceived to cater for non-State entities as no viable alternative to statehood exists. Many international organisations only accept States as members and thus such entities have little to no chance to express their views on international affairs, globalisation, sustainable development, etc, shape the formation of international law and, if needed, obtain support. It, therefore, does not come as a surprise that, after declaring their independence, such entities seek statehood through their recognition by other States and the international community more generally.

However, what happens when they survive for years, if not, decades without any formal recognition by the international community? Under international law, their territory belongs to the State from which they seceded even though they have no relations whatsoever with that State. This makes little sense when considering that one of the aims of international law is to ensure peace, security, and order. For sure, if these non-State entities are peaceful and able to maintain security and order internally and at their borders, should they not eventually be allowed to join the state community?

To answer these questions, this presentation starts with a brief history of the non-State entities on the territory of the former Soviet Union. It then seeks to explain what distinguishes them from States. In particular, after focusing on the concept of independence that combines internal and external aspects of governance, it uses a thick/thin independence scale to establish the strength of their statehood claims. The presentation then turns its attention to identifying the legal factors that prevent these entities from being considered States and eventually suggests the adoption of a test to allow such entities to become States.

**„Der Ukraine-Krieg als religiöser Konflikt?
Die Auseinandersetzung um die Autokephalie der Orthodoxen Kirche in
der Ukraine“**

PD Dr. Andriy Mykhaleyko, Eichstätt-Ingolstadt

Seit dem 24. Februar 2022 tobt der Krieg in der Ukraine. Keiner kann momentan seriös einschätzen, wie lange er noch dauern, wann und wie er enden wird. Dass dieser Krieg schon jetzt Politik und Wirtschaft erheblich beeinflusst, liegt auf der Hand. Die politische Instabilität Osteuropas hat mehrere Ursachen. Eine davon besteht in der Existenz von sehr unterschiedlichen Vorstellungen der politischen Gestaltung des europäischen Raumes. Was hat aber dieser Krieg mit der Religion bzw. mit den christlichen Kirchen zu tun? Welche Rolle spielen sie dabei? Welchen Einfluss hatte/hat die Verleihung der Autokephalie an die Orthodoxe Kirche in der Ukraine durch das Ökumenische Patriarchat von Konstantinopel im Jahre 2019 auf religiöse Verhältnisse in der Ukraine und auf ukrainisch-russische Beziehungen? Diesen Fragen geht der Vortrag nach, indem versucht wird, zu zeigen, warum es sich lohnt, mit religiöser Thematik zu befassen.

Der Werdegang der Ukraine als unabhängiger Staat ist sehr komplex. Bedenkt man, dass das Land erst 1991 seine politische Unabhängigkeit erlangt hatte und ihm eine historische Kontinuität der Staatlichkeit fehlt, muss man zwei Faktoren vor Augen halten. Erstens: Einzelne Regionen der heutigen Ukraine waren in verschiedene Herrschafts- und Kulturräume aufgeteilt, gehörten im Laufe der Geschichte zu unterschiedlichen politischen Staatsformen, machten unterschiedliche historische Erfahrungen und wurden dementsprechend anders geprägt. Zweitens: Die jahrhundertelange Zugehörigkeit zu den anderen Staaten ist die Ursache dafür, dass sich die Beziehungen der Ukraine zu ihren Nachbarstaaten kompliziert gestalten. Historische Reminiszenzen, geopolitische Interessen und die damit verbundenen verborgenen und offensichtlichen Territorialansprüche destabilisieren den politischen Frieden sowohl im Land selbst als auch in Osteuropa im Allgemeinen.

Die gegenwärtige – für die nicht Fachkundigen fast unüberschaubare plurale religiöse Landschaft der Ukraine ist direkte Folge dieser komplexen Entwicklungen. Im Vortrag wird nicht nur komplexe konfessionelle Lage in der Ukraine vorgestellt, sondern diese in den breiten Kontext des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat und der kirchlichen Entwicklungen in der Ukraine und Russland eingeordnet. Die in diesem Raum vorhandene Vielfalt der Verschränkungsformen von Politik und Religion und deren Ineinandergreifen soll dabei die Bedeutung der religiösen Narrative in und für die Politik herausstellen und die gegenwärtige politische Krise differenzierter betrachten und bewerten lassen. Eine besondere Aufmerksamkeit gilt dabei der neuen Orthodoxen Kirche der Ukraine, deren Entstehung eine tiefe Krise in der Weltorthodoxie und der Ökumene verursachte. Die neue Orthodoxe Kirche in der Ukraine ist jedoch nicht nur ein Problem für zwischenkirchliche Beziehungen. Die Entscheidung des Patriarchates von Konstantinopel die Autokephalie zu gewähren, ist zugleich eine Frage von politischer Tragweite. Sie betrifft nicht nur kontrovers diskutierte Themen der kirchenhistorischen Entwicklungen im osteuropäischen Raum, sondern fordert gegenwärtige nationale und politische Narrative heraus und wirft die Fragen nach einer möglichen Neugestaltung dieses Raumes auf.

Verehrungswürdig? Reliquien und die Optimierung des toten Körpers

Prof. Dr. Sabine Feist, Bonn

In diesem Beitrag werden verschiedene Möglichkeiten vorgestellt, wie man in spätantiker und frühmittelalterlicher Zeit den verstorbenen Körper oder Teile von diesem als verehrungswürdig zu erkennen geben konnte. Grundlage für die Untersuchung sind nicht nur Gräber und Reliquiare, sondern auch deren architektonische Hüllen, seien es kleinere Martyria oder große Kirchenbauten, die sich zu Pilgerorten entwickelten. Die regional- und gattungsübergreifende sowie komparative Analyse soll helfen, herauszukristallisieren, was zu welcher Zeit und an welchem Ort von Heiligen und deren Vergegenwärtigung erwartet wurde, um akzeptiert und verehrt werden zu können. Wurde der ersten christlichen Heiligen beispielsweise noch überall in vergleichbarer Form gedacht? Oder haben sich in einzelnen Regionen von Beginn an ganz eigene Memorialstrategien entwickelt, und – wenn ja – worin unterschieden sich diese? Gibt es Gründe, weshalb man sich bei bestimmten Heiligen oder an bestimmten Orten für Sonderwege entschied und waren diese möglicherweise richtungsweisend für die weitere Entwicklung regionalspezifischer Vergegenwärtigungsstrategien?

Der Aachener Thron in den Schriftquellen des Mittelalters

Prof. Dr. Harald Müller (Aachen)

Der Thron Karls des Großen im heutigen Aachener Dom ist Monument und Mythos zugleich. Der *Erzstuhl des Reiches* diente 30 mittelalterlichen Königen als Requisit ihres feierlichen Herrschaftsantritts. Trotz erheblicher Bemühungen sind weder wir über sein Alter, noch über seine Funktion genau unterrichtet. Ist dies wirklich der Thron Karls? Wurde er im 10. Jahrhundert errichtet oder gar erst von den Staufern um die Mitte des 12. Jahrhunderts? Die Forschung ist zudem unentschieden, ob der Thron ein weltliches Herrschaftszeichen ist oder ein Objekt theologischer Programmatik.

In den letzten Jahrzehnten wurden diese Fragen insbesondere aus sacharchäologischer, sowie bau- und kunsthistorischer Perspektive verfolgt. Die Materialität des Monuments, die Qualität seiner handwerklichen Bearbeitung, Versuche naturwissenschaftlicher Herkunfts- und Altersbestimmungen sowie schließlich die maßbasierte Einpassung in bautheologische Konzepte standen dabei im Vordergrund. Die schriftliche Überlieferung des Mittelalters zum Thron, die als Datengrundlage im Kern bereits vor geraumer Zeit erhoben worden war, trat in diesen Betrachtungen weit zurück; eine eigene argumentative Kraft wurde ihr in den Diskussionen der jüngsten Zeit kaum mehr zugemessen. Das völlige Schweigen der karolingischen Quellen zum Thron in der Kirche etwa, wird mit dem Hinweis auf die Selbstverständlichkeit seiner Existenz erklärt.

Aus diesem Grund war eine kritische Neubetrachtung der Schriftquellen geboten, die über den primär chronologischen Aspekt der Erwähnung des Throns in der Überlieferung hinausgeht. Der Vortrag skizziert die Befundlage in den Schriftquellen unter Berücksichtigung der schwankenden Begrifflichkeit (*sedes, solium, thronus*), kontextualisiert die zentralen Zeugnisse eingehender und fragt dabei erstmals auch dezidiert, wie die mittelalterlichen Chronisten und Akteure die Funktion und Bedeutung des Herrschersitzes jeweils beschrieben. Aus diesen zeitgebundenen „Diskursen“ entwickelt er eine differenzierte Sicht auf Alter und Bedeutung des Karlsthrons als vermeintlich zeitloses Monument herrscherlicher Größe.

Die Fotosammlung der Domschatzkammer Aachen

Katrin Heitmann M.A., Bonn

Seit über 150 Jahren werden vom Aachener Dom und seinen Schätzen Fotografien angefertigt und innerhalb der verschiedenen Institutionen gesammelt. Seit dem Frühjahr 2021 werden die Fotos, die zum Bestand der Domschatzkammer gehören, wissenschaftlich untersucht. Das Projekt wurde für ein Jahr von der Ernst von Siemens Kunststiftung und deren Corona-Förderlinie für Freiberufler in öffentlichen Museen finanziert. Weiterführende Maßnahmen, die sich aus dem Projekt entwickelten, werden nun durch das Domkapitel getragen.

Am Beginn stand die wissenschaftliche Erschließung und Nutzbarmachung des Bestandes historischer Glasplattennegative. Diese Sammlung setzt sich aus insgesamt 1891 Glasplatten der Aachener Fotografin Ann Münchow (bis 1958 Ann Bredol-Lepper), 593 Glasplatten der Dombauleitung sowie weiteren 1460 Glasplatten zusammen. Letztere wurden im vergangenen Jahr sachgerecht verpackt, professionell gereinigt und wenn nötig restauriert sowie digitalisiert und ausführlich inventarisiert. Es ist nun also möglich über eine Stichwortsuche gezielt Inhalte zu bestimmen sowie berührungsfrei auch kleine Details sichtbar zu machen und die Erforschung der Schätze auch aus der Distanz zu ermöglichen.

Die bisherigen Ergebnisse lassen sich in verschiedenen Kategorien zusammenfassen:

1. **Material/Technik:** Etwa 95% der Glasplatten sind Gelatine-Trockenplatten und Negative. Einzelne Platten sind mit einer Kollodiumschicht versehen; andere sind Positive. Klebestreifen, Retuschen und Lacke verweisen auf fotografische Weiterbearbeitungen vor allem für Publikationen.
2. **Datierung:** Die ältesten Platten stammen aus den 1880er Jahren. Der Hauptteil wurde jedoch erst Anfang des 20. Jahrhunderts angefertigt. Die neueren Platten stammen von Ann Münchow, die kontinuierlich aber in abnehmender Zahl seit 1951 bis in die 1980er Jahre in Glas arbeitete.
3. **Fotografinnen/Fotografen:** Die Glasplatten wurden von verschiedenen professionellen, semi-professionellen und Amateur- Fotografen hergestellt, die in unterschiedlichen Verhältnissen zum Dom standen. Vor allem in neuerer Zeit waren sie fest als Fotograf*innen für Dokumentationszwecke angestellt, während zu Beginn der Fotografie eher Pioniere der Fototechnik sowie professionelle Stadtfotografen den Dom als reizvolles Motiv nutzen. Weiterhin gibt es eine große Anzahl dokumentierender Bilder von am Dom Beschäftigter, die keine Fotografen sind und Fotos im Rahmen ihrer Tätigkeiten anfertigten. Für besondere Anlässe werden auch international renommierte Fotokünstler herangezogen.
4. **Anlass:** Am häufigsten sind die dokumentierende und die publizierende Fotografie vertreten. Restaurierungs- und Wiederherstellungsmaßnahmen werden in verschiedenen Zuständen fotografiert; für (Kunst-)Bücher über Aachen, Karl den Großen, den Dom und/oder den Schatz sowie als Postkarten werden die Hauptansichten und Hauptschätze vertrieben.
5. **Inhalt:** Erhalten hat sich eine breite Palette von Fotografien, die den Dom und seine Kunstwerke abbilden: Der Dom wird von nah und fern im Stadtbild, von außen und von innen, mit vielen Details der Architektur oder Ausstattung festgehalten; die Schätze werden im Kontext der Aufstellung im Dom oder Präsentation in der Schatzkammer, herausgelöst davon im Ganzen, im Detail oder bei der Nutzung gezeigt. Dazu kommen Vergleichsabbildungen für die wissenschaftliche Bewertung und Erforschung der Schätze oder Personen und Ereignisse, die manchmal sehr locker mit dem Dom verbunden sind. In Einzelfällen ist es auch nur die persönliche Verbindung des Besitzers, die das Foto in die Sammlung brachte, nicht der Bildinhalt.

Zusammen gesehen ist es ein spannender Fundus, der viel Potenzial bietet, die Geschichte der Architektur und Kunst der Aachener Marienkirche im Detail zu untersuchen.

Komponierte Ambiguität.

Ein anderer Blick auf Messvertonungen des 15. und 16. Jahrhunderts

Prof. Dr. Dominik Höink, Paderborn/Detmold

Im Zentrum des Vortrags steht ein ebenso bekanntes, wie vielfach untersuchtes Phänomen, nämlich die Verarbeitung weltlicher Fremdvorlagen in einer polyphonen Messkomposition. Jene Abweichungen von der eigentlich naheliegenden Form, die fünf Ordinariumsteile mittels einer Choralvorlage zu verbinden, war sowohl geographisch verbreitet als auch über Jahrhunderte hinweg präsent. In verschiedener Ausprägung hat die Implementierung weltlicher Melodien in *die* liturgische Gattung schlechthin zu bisweilen unterschiedlichen zeitgenössischen Reaktionen geführt, und ist in der Forschung verschieden gedeutet worden. Während etwa einerseits darauf verwiesen wurde, das Phänomen sei für die Zeitgenossen des 15. Jahrhunderts insofern unproblematisch gewesen, als ihnen die dichotome Unterscheidung von geistlich und weltlich fremd gewesen sei, wurde andererseits die These aufgestellt, es seien bewusst populäre Lieder ausgewählt worden, um Werbung für den Gottesdienst zu machen. Schließlich wurde diskutiert, inwiefern die weltliche Vorlage sakralisiert oder die Messe entsakralisiert wird, ob die Praxis eine „Paganisierung der Kirchenmusik“ oder eine „Taufe des Paganen“ darstellt (Körndle).

Im Vortrag nun sollen weniger die bisherigen Deutungen behandelt werden, sondern vielmehr ein anderer Ansatz zur Diskussion gestellt werden. Im Rekurs auf den Begriff der „kulturellen Ambiguität“, wie ihn der Arabist und Islamwissenschaftler Thomas Bauer entwickelt hat, soll erörtert werden, inwiefern es sich bei diesen mehrdeutigen Messvertonungen um Phänomene eben jener „kulturellen Ambiguität“ handelt und sich daher am Umgang mit solcher Art Messvertonungen Aufschluss über die Ambiguitäts(in)toleranz eines jeweiligen Umfelds gewinnen lässt. Schließlich ist zu diskutieren, ob der Anschluss an die Forschung zu „kultureller Ambiguität“ einen neuen Blick auf ein bekanntes Phänomen eröffnet.

Kompositorische Autorezeption in der frühneuzeitlichen Messe

Dr. Alexander Faschon M.A., Heidelberg

Im 16. Jahrhundert wächst die Zahl derjenigen Messkompositionen, für welche Komponisten auf ihr eigenes, bereits bestehendes musikalisches Material zurückgreifen, in signifikanter Weise an. Ist zwar der musikalische Fremdbezug weiterhin konstitutiv insbesondere für jenes kompositorische Phänomen, das weithin unter dem Terminus „Parodiemesse“ firmiert, so sind es vor allem Komponisten wie Pierluigi da Palestrina, Orlando di Lasso und Tomás Luis de Victoria, deren Messschaffen zu einem nicht zu übersehenden Anteil aus Selbstbezügen besteht. Diese Entwicklung korreliert überdies mit dem Umstand, dass die kompositorischen Verfahren zur Findung und Verarbeitung von Material für Messkompositionen sich im Lauf des 16. Jahrhunderts liberaler auszunehmen beginnen: Waren Komponisten zu Beginn des Jahrhunderts die Struktur der verwendeten Modelle noch weitgehend, verfügen sie nun, gegen Ende, deutlich freier über die Faktur jener Stücke, die sie ihren Messen zugrunde legen, und schöpfen deren musikalische Potentiale auf diversifiziertere Weise aus. In beiden Phänomenen – dem freieren Umgang mit dem Ausgangsmaterial einerseits und dem verstärkten Selbstbezug andererseits – finden sich Spuren eines kompositorischen Selbstverhältnisses, die auf gesteigerte Momente von Autorschaft hindeuten. Besonders deutlich wird dies am Beispiel Victorias, in dessen 1592 in Rom publiziertem Druck *Missae Liber secundus* zahlreiche Querbezüge zwischen den darin enthaltenen Messen vorzufinden sind und die auch darüber hinaus zu Victorias früherem Schaffen in mannigfaltigen Verbindungen stehen. Diesem dicht geknüpften Netz kompositorischer Autorezeptionen ist nachgerade programmatisches Gewicht beizumessen, und es steht zu vermuten, dass ähnliche Strategien musikalischer Selbstbezugnahme mindestens auch bei Victorias Zeitgenossen zu finden sind.

Das Referat beleuchtet das Phänomen selbstbezüglichen Komponierens in der frühneuzeitlichen Messe und geht nach methodischen und terminologischen Vorüberlegungen zur Diskussion ausgewählter Beispiele über. Ziel ist neben der Diskussion möglicher Momente von Autorschaft und einer Verortung des Selbstbezugs in kunst- und kulturgeschichtlichen Zusammenhängen auch eine kritische Revision des Parodiebegriffs, dessen Passgenauigkeit für die Musik des 16. Jahrhunderts, insbesondere die selbstbezügliche, in jüngerer Zeit vermehrt in Zweifel gezogen worden ist.

Katholische Kirchenmusik als religiöse Differenzierung Die ‚römisch-katholischen‘ Gesangsbücher im Spiegel der katholischen Spätaufklärung

Prof. Dr. Irene Holzer, München

Im Zuge der späten Rezeption aufgeklärten Gedankenguts innerhalb der katholischen Kirche wurde gegen Ende des 18. Jahrhunderts im süddeutsch-österreichischen Raum die damals vorherrschende Kirchenmusik neu konzeptualisiert: Zahlreiche neu komponierte Kirchengesänge sollten die Gläubigen nicht mehr nur ‚trösten und erbauen‘, sondern insbesondere vor ‚Zerstreuung bewahren‘ und sie ‚in der Tugend und im rechten Glauben‘ wachsen lassen. Diese normative Funktionalisierung der Kirchenmusik zielte – ganz dem aufgeklärten Erziehungsideal entsprechend – nachdrücklich auf eine unmittelbare und alleinige Identifikation der Gläubigen mit der ‚römisch-katholischen‘ Kirche und ihrer Lehre. Doch die neuen Gesänge konnten den traditionellen Glauben der Bevölkerung ebenso wenig überschreiben wie die zahlreich verfassten und immer wieder verbreiteten Vorschriften, durch welche beispielsweise beliebte Frömmigkeitspraktiken wie Wallfahrten abgeschafft werden sollten. Vielmehr führten die schroffen Restriktionen einerseits zu ungewohnten Forderungen nach religiöser Freiheit und andererseits zu neuen Formen privater Frömmigkeit.

Der vorliegende Beitrag wird am Beispiel des Fürsterzbistums Salzburg im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts auf Basis von normativen Dokumenten wie Kirchengesangsbüchern und Hirtenbriefen sowie Zeugnissen einer privaten Frömmigkeitskultur nachspüren, ob und wie der verordnete Bruch mit barocken Ritualen letztlich die faktische Anerkennung religiöser und künstlerischer Vielfalt eröffnete.

Opernmusik als Kirchenmusik? Zur Parodiepraxis in der Herrnhuter Brüdergemeine

Dr. Maryam Haiawi, Hamburg

Die Parodiepraxis erlebte in der katholischen und protestantischen Kirchenmusik ab dem späten 18. Jahrhundert eine Blüte, die – weitgehend unberührt von der sich allmählich verbreitenden Idee des autonomen Kunstwerks – bis weit in das 19. Jahrhundert hinein anhielt. Im Fokus der Rezeption standen sowohl geistliche Werke, etwa Oratorien von Georg Friedrich Händel und Joseph Haydn, als auch weltliche Musik, vornehmlich Opern von Wolfgang Amadeus Mozart, Antonio Salieri, Carl Ditters von Dittersdorf, Pasquale Anfossi, Domenico Cimarosa, Giovanni Paisiello, Baldassare Galuppi, Johann Gottlieb Naumann und Johann Christian Bach. Bemerkenswert ist, dass sich Neutextierung und musikalische Bearbeitung zeitgenössischer Opern für liturgische Zwecke insbesondere in Klöstern des süddeutschen und österreichischen Raums sowie der Innerschweiz großer Beliebtheit erfreuten. Dabei reichte die Spannbreite von vornehmlich pragmatischen Transformationen bis hin zu kunstvollen Neuschöpfungen. Dieses in der Forschung bislang nur am Rande behandelte Phänomen hat darüber hinaus eine eigentümliche, bisher gänzlich unbeachtete Parallele zur Musikpraxis in der Herrnhuter Brüdergemeine. In der 1722 von Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf gegründeten überkonfessionellen, pietistisch beeinflussten Gemeinschaft wurde ab 1760 zeitgenössische geistliche sowie weltliche Musik in einem kaum überschaubaren Ausmaß und in einer außerordentlichen Vielfalt rezipiert und transformiert. Im Fokus standen Oratorien von Johann Adolph Hasse, G. F. Händel, Carl Heinrich Graun und Johann Heinrich Rolle, Messen von J. Haydn und Mozart, außerdem Opernsätze von Hasse, Graun und Mozart. Die Werkauswahl unterlag dabei nicht nur allgemeinen pragmatischen und ästhetischen Kriterien – Zugänglichkeit, Popularität, musikalische Qualität –, wie es in den Klöstern der Fall war. Sie sollte vor allem auch spezifisch brüderischen religiös-ästhetischen Normen der Musikpraxis wie Simplizität, Gravität und Milde entsprechen.

Die Frage, inwieweit die geistliche Parodiepraxis zeitgenössischer Opernmusik in der Herrnhuter Brüdergemeine sowohl im allgemeinen musikgeschichtlichen und kirchenmusikalischen Kontext steht als auch den besonderen brüderischen Maßstäben des Musizierens unterliegt, soll im Beitrag am Beispiel ihrer Bearbeitung der ersten Partie des Finalsatzes im zweiten Akt von Mozarts Singspiel *Die Zauberflöte* genauer diskutiert werden. Einerseits ist zu ergründen, inwiefern die Adaption des Stückes mit der frühen Mozart-Rezeption um 1800 verbunden ist. Andererseits wird analysiert, in welcher Weise die extreme Bearbeitung die religiös-ästhetischen Maxime der Herrnhuter widerspiegelt und die musikalischen Merkmale des Satzes auf der Basis der spezifischen brüderischen Religions- und Musikauffassung zu deuten sind.

Sport ist immer gut? Zur Stigmatisierung chronisch Erkrankter durch (laien)medizinische Bewegungsimperative

Jun.Prof. Dr. Barbara Wittmann, Bamberg

Durch die Covid-19-Pandemie hat die öffentliche Beschäftigung mit der sogenannten Fatigue, einem Erschöpfungszustand, der zumeist auch Konzentrations- und Wahrnehmungsprobleme umfasst, stark zugenommen. Bereits vor Corona litten deutschlandweit zwischen 300.000 und einer halben Million Menschen an diesem zumeist postviralen Syndrom in seiner chronischen Form als Krankheitsbild ME/CFS. Die genauen Ursachen sind bis heute weitestgehend unerforscht und der medizinischen Praxis fehlt es sowohl an Wissen als auch an Behandlungsmöglichkeiten.

Der Beitrag stellt die Erfahrungen und Stigmatisierungen von Patient:innen in den Mittelpunkt, deren schwer zu diagnostizierendes Krankheitsbild von Ärzt:innen daher häufig als reine Hypochondrie oder Stress-Reaktion eingeordnet wird. Neben psychotherapeutischer und/oder medikamentöser Unterstützung bildet sportliche Betätigung einen etablierten Grundpfeiler bei der Behandlung psychischer Erschöpfungszustände. Sowohl von alltagskultureller als auch medizinischer Seite aus wird Betroffenen von ME/CFS daher häufig der Ratschlag nach mehr Bewegung und Sport gegeben. Dieser allgemein als der Gesundheit förderlich angesehene Bewegungsimperativ führt hier jedoch zu einer stetigen Verschlechterung der Symptomatik. Anhand von Einblicken in Gespräche mit Betroffenen und Quellen aus Internetforen wird der stigmatisierende Umgang mit einem nach außen hin nicht sichtbarem und daher häufig als Faulheit oder Antriebslosigkeit eingeordnetem Krankheitsbild analysiert. Gleichzeitig werden Bewältigungsstrategien von Patient:innen aufgezeigt, für die eben diese Teilhabe an sportlichen Praktiken der Selbstoptimierung nicht möglich ist.

KIPPPUNKTE DER OPTIMIERUNG.
Zur kulturellen und wissenschaftlichen Konstruktion pathogenen Verhaltens

Dr. Paula Helm, Tübingen

Social Media Sucht, Kaufsucht, Sportsucht, Magersucht, Co-Abhängigkeit, Arbeitssucht. Besonders in den populären Medien sowie im aktuellen Jugendjargon ist "Sucht" ein inflationär verwendeter Begriff und die Übergänge zwischen Disziplin, Erfolg, Exzess, Obsession, Kontrollverlust und Selbstzerstörung scheinen fließend. Trotz aller Dynamik macht ein Blick in die autobiografischen Schriften von Menschen, die sich selbst als "genesende Süchtige" bezeichnen, deutlich, dass ein zentraler Aspekt einer nachhaltigen und grundlegenden Therapie die Rekonstruktion und retrospektive Einordnung des Prozesses zu sein scheint, in dem sich ein zunächst wünschenswertes Verhaltensmuster in ein pathogenes verwandelte. Ausgehend von dieser Beobachtung erörtere ich die folgenden Fragen: Wie wird der Übergang von normal - exzessiv zu pathogen - obsessiv mit Sinn gefüllt? Welche Rolle spielen dabei verschiedene kulturelle, therapeutische und/oder wissenschaftliche Angebote zur Sinnstiftung, wie z. B. diagnostische Kriterienkataloge oder die Erfahrungsberichte anderer "genesender Süchtiger"? Welche historischen und kulturellen Unterschiede lassen sich dabei im Vergleich unterschiedlicher Selbstzeugnisse feststellen? Diesen Fragen gehe ich auf der Grundlage von Archivrecherchen, teilnehmender Beobachtung in selbstorganisierten Therapiegruppen und Studien von veröffentlichten und unveröffentlichten Selbstzeugnissen von "genesenden Süchtigen" nach.

Zwischen Selbstopтимierung und Leistungsdruck?: studentisches Hirndoping als Reaktion auf die moderne Leistungsgesellschaft

Carolin Grimm M.A., München

Schneller, höher, weiter – die Anforderungen an das Individuum haben in der Leistungsgesellschaft des 21. Jahrhunderts ein neues Ausmaß erreicht. Besonders im Ausbildungskontext (Schule, Studium) und im Berufsleben ist der wachsende Leistungsdruck spürbar. Die Optimierung der eigenen Leistungsfähigkeit durch Hirndoping ist für einige Individuen eine Möglichkeit, mit diesem Druck umzugehen und den an sie gestellten Anforderungen gerecht zu werden.

Hirndoping oder auch (pharmakologisches) Neuro-Enhancement beschreibt laut Psychiater Klaus Lieb die Zweckentfremdung von Medikamenten, die für die Behandlung gewisser Erkrankungen wie ADHS oder Narkolepsie bestimmt sind und die von Gesunden mit dem Ziel der geistigen Leistungssteigerung konsumiert werden. An Universitäten ist das Phänomen Hirndoping nicht unbekannt, selbst wenn die Zahl der Studierenden und Wissenschaftler, die Neuro-Enhancement betreiben, relativ gering ist.

Der Vortrag befasst sich mit studentischem Hirndoping vor dem Hintergrund der modernen Leistungsgesellschaft. Dabei sind vor allem die sozialen Praktiken von Interesse, die sich bei der Einnahme von Neuro-Enhancern ausmachen lassen. Damit verbunden sind folgende Fragen: Warum greifen Studierende zu leistungssteigernden Mitteln? In welchem Kontext und wie vollzieht sich die Einnahme? Welche Rolle spielt Leistungsdruck im (Studien-)Alltag und welches Leistungsdenken prägt die Akteure? Wie bewerten sie die Einnahme von Neuro-Enhancern? Anhand von Ausschnitten aus drei qualitativen Interviews, die in einer Zusammenschau präsentiert werden, sollen Antworten auf diese Fragen gefunden werden.

Ausgehend von den individuellen Aspekten werden im Schlussteil der Darstellung auch Rückschlüsse auf die gesamtgesellschaftliche Entwicklung gezogen bzw. die moderne Leistungsgesellschaft kritisch hinterfragt. Im neurowissenschaftlichen Diskurs seit den 1990er Jahren etabliert, ist Hirndoping ein hochinteressantes Thema, das auch in den kulturwissenschaftlichen Disziplinen näher diskutiert werden sollte.

Wir sind stets Cyborgs gewesen

Prof. Dr. Stefan Lorenz Sorgner, Rom

Computer sind im Prozess, kleiner zu werden und in unseren Körper einzudringen, so dass wir zu geupgradeten Menschen werden, die effizient mit ihrer Umwelt in Smart Cities interagieren können und über die entsprechenden Mittel verfügen, um mit dem Altern, dem schlimmsten Massenmörder der Welt, fertig zu werden.

Diese Entwicklung geht einher mit neuen Herausforderungen im Zusammenhang mit der Digitalisierung, wobei das Entstehen des Internet-Panoptikums die gravierendste von allen ist. Es gibt jedoch moralische Ansätze, um zu einer angemessenen Lösung zu kommen, die jedoch neue Herausforderungen nach sich ziehen, z.B. die Frage: ergibt sich aus diesen Prozessen die pragmatische Notwendigkeit ein europäisches Sozialkredit-System zu entwickeln?

Ökonomische Bildung: Maximaler Nutzen oder „gelingendes Leben“?

StR Dr. Marco Rehm, Siegen

Seit langem wird in der Wirtschaftsdidaktik – der fachdidaktischen Disziplin, die sich mit Wirtschaftsunterricht an allgemeinbildenden Schulen befasst – um die konzeptionelle Ausgestaltung von ökonomischer Bildung. Grob gesagt spannt sich die Debatte zwischen zwei Polen auf: Zwischen der sozialwissenschaftlichen Position einerseits und der ökonomischen Position andererseits.

Die sozialwissenschaftliche Position, deren Vertreter beispielsweise Reinhold Hedtke, Bettina Zurstrassen und Georg Tafner darstellen, postulieren, dass gesellschaftliche Sachverhalte und Problemstellungen nicht ausschließlich aus einer ökonomischen Perspektive unterrichtet werden sollten. Die Beschäftigung mit ökonomischen Modellen und der ökonomischen Fragestellungen innewohnenden individuellen Optimierungslogik führe dazu, dass utilitaristische Vorstellungen übernommen würden, obwohl in gesellschaftswissenschaftlichen Fächern durch den Beutelsbacher Konsens das so genannte Überwältigungsverbot festgeschrieben ist, demzufolge die Schülerinnen und Schüler an der Gewinnung eines eigenen Urteils nicht gehindert werden und nicht indoktriniert werden dürfen. Diese Urteile seien nach sozialwissenschaftlichen Kritikern nur durch fachlich multiperspektivische Zugänge möglich, also die Beleuchtung von gesellschaftlichen Problemen aus verschiedenen fachlichen Perspektiven, von denen die ökonomische nur eine sein dürfe. Erst damit sei gewährleistet, dass ein gelingendes Leben im Sinne des Leitbildes des mündigen Bürgers angebahnt werden könne.

Aus Sicht der ökonomischen Position, derzeit beispielsweise von Loerwald und Goldschmidt vertreten, setzen die Vertreter der sozialwissenschaftlichen Position fälschlicherweise die Disziplin der Ökonomik mit der neoklassischen Schule der Ökonomik der 1980er Jahre gleich. Mittlerweile herrsche innerhalb der Disziplin eine solche Vielfalt von Perspektiven wie beispielsweise die Verhaltensökonomik und die Institutionenökonomik, dass man schwer von der einen ökonomischen Perspektive sprechen könne. Zudem werde die normative Kraft der Konfrontation mit ökonomischen Modellen überschätzt, da es kaum belastbare Daten über einen Indoktrinationseffekt gebe (s.u.). Multiperspektivität setze zudem Perspektivität voraus, bemerkte zudem Loerwald mit Blick auf die Ausbildung von Lehrkräften in Integrationsfächern, die ca. 40% der Zeit ihres Studiums einem Fach widmen (der Rest wird vom bildungswissenschaftlichen Studium beansprucht). In einem Integrationsfach aus zwei oder mehr universitären Teildisziplinen entfallen dementsprechend meist unter 20% auf eine Teildisziplin, was zu wenig sei, um eine ausreichende Perspektivität als Voraussetzung für Multiperspektivität aufzubauen. In dieser Denkrichtung wird die ökonomische Perspektive als Voraussetzung für ein gelingendes Leben angesehen, da sie hilft, ein Leben in Marktgesellschaften zu bewältigen.

Was empirische Befunde angeht, so ist die Lage diffus. Aussagen über Indoktrinationseffekte von Wirtschaftsunterricht kann man aus Untersuchungen aus Baden-Württemberg und Bayern gewinnen. Mit der Einführung des Faches Wirtschaft, Studien- und Berufsorientierung (WBS) an allgemeinbildenden Schulen statt des bisherigen Integrationsfaches Faches Geografie, Wirtschaft, Gemeinschaftskunde (GWG) trat in Baden-Württemberg ein neuer Lehrplan in Kraft, der sich – was Inhalte und Kompetenzen angeht – stark an der Konzeption von Retzmann, Seeber, u.a. orientierte, die die ökonomische Position innerhalb der Debatte vertreten. In einer Studie über Lernen und mögliche Indoktrinationseffekte des neuen Schulfaches – also dem Paradevorwurf der sozialwissenschaftlichen Kritiker/innen - durch Seeber und Oberrauch konnten keine Indoktrinationseffekte nachgewiesen werden. Das Fach WBS macht die Schülerinnen und Schüler also nicht „liberaler“ als das vorherige Schulfach. Allerdings: Die Lehrerinnen und Lehrer sind weitgehend identisch mit denen des vorherigen Faches GWB; gleiches gilt für die Fachleiter/innen an den Studienseminaren, wo Referendar/innen ausgebildet werden. Insgesamt gehen ohnehin erst seit etwa letztem

Jahr die ersten Universitäts- und PH-Absolvent/innen ins Referendariat, die ein Studium durchlaufen haben, das an das neue Fach WBS angepasst ist. Daher überrascht der Befund von Oberrauch u.a. nicht – haben sich kurzfristig von allen Rahmenbedingungen, die auf Unterricht einwirken, nur die sehr entfernten, nämlich der Lehrplan geändert. Davon jedoch Schlüsse auf 1. die langfristige Wirkung und 2. die Lage in anderen Bundesländern zu ziehen ist nicht möglich. Zieht man allerdings Befunde aus Bayern hinzu, so ist zumindest für dieses Bundesland eine Aussage über die langfristige Wirkung möglich. In Bayern ist seit mehreren Jahrzehnten das Fach Wirtschaft und Recht. In einer empirischen Studie von Friedrich konnten dort weder Selbstselektionseffekte hinsichtlich der Kurswahl von Wirtschaft-Recht noch innerhalb der Schüler/innenschaft ein Indoktrinationseffekt nachgewiesen werden, wenn nach Gerechtigkeitsvorstellungen im Zusammenhang mit Preisallokation erhoben wurde. Untersuchungen über die Wirkung von sozialwissenschaftlichem Unterricht in Integrationsfächern gibt es dagegen gar nicht.

Literatur

Friedrich, Manuel: Moralische Erziehung oder Indoktrination durch ökonomische Bildung? Eine empirische Studie über Einflüsse ökonomischer Bildung auf die moralische Entwicklung von Lernenden. Bayreuth 2015

Goldschmidt, Nils; Rehm, Marco: Die Illusion der vollständigen Betrachtung. Warum Tafners Forderungen nach einer Neukonzeptionierung der ökonomischen Bildung in die Irre führen. In: Zeitschrift für Unternehmensethik, 3, 2021

Hedtke, Reinhold: Sozialwissenschaftliche ökonomische Bildung. In: Didaktik der Sozialwissenschaften, Reprints Nr. 3, Bielefeld 2016

Loerwald, Dirk: Multiperspektivität im Wirtschaftsunterricht. In: Loerwald u.a. (Hrsg.): Ökonomik und Gesellschaft. Wiesbaden 2008

Oberrauch, Luis; Seeber, Günther: The impact of mandatory economic education on adolescents' attitudes. In: Education Economics, 30, 2, 2021

Seeber, Günter; Retzmann, Thomas; Remmele, Bernd; Jongebloed, Hans-Carl: Bildungsstandards der ökonomischen Allgemeinbildung. Kompetenzmodell – Aufgaben - Handlungsempfehlungen. Schwalbach i.T., 2012

Tafner, Georg: Wirtschaftshermeneutik einer reflexiven Wirtschaftspädagogik. Lebensweltliche Ökonomie und wissenschaftliche Ökonomie im Kontext von Moral und Ethik. In: Zeitschrift für Unternehmensethik, 3, 2021

Die Tyrannei der Zukunft und die Perfektion des Menschen: Von der Eugenik zum Transhumanismus

Dominik Hammer, Dresden

Fundamentale Umbrüche inspirieren eine Vielzahl an Anpassungsstrategien. Neben sozialen Reformen oder revolutionären Forderungen lassen sie auch immer Ideen erblühen, die eine geistige oder körperliche Veränderung des Individuums zum Inhalt haben. Mit der modernen Eugenik, wie sie sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelte, entstand eine Synthese aus revolutionär-utopischen, sozialreformerischen und individuellen Ansätzen, die zur Überwindung dessen beitragen sollten, was als Krise der Moderne gesehen wurde.

Der Tatsache zum Trotz, dass Eugenik vor allem mit der nationalsozialistischen Rassenideologie in Verbindung gebracht wird, waren eugenische Ideen tatsächlich in den meisten politischen Spektren verbreitet. Die Motive für eugenische Maßnahmen reichten von dem Ziel, einen auf der Grundlage Malthusianischer und sozialdarwinistischer Vorstellungen imaginierten Niedergang des nationalen Kollektivs abzuwenden über die Vorgabe, Sozialabgaben einzusparen bis hin zur Vision, durch Zuchtwahl die Schaffung eines neuen Menschen zu befördern. Aus der Idee individueller Zuchtwahl wurden schnell Programme zur erzwungenen Unfruchtbarmachung von vermeintlich sozial unerwünschten Menschen. Diese Zwangssterilisationsprogramme wurden in liberalen Demokratien ebenso durchgeführt wie in autoritären und totalitären Regimen. Hunderttausende Menschen, die gegen ihren Willen mit invasiven Eingriffen sterilisiert wurden, litten unter den eugenischen Programmen. Die Rechtfertigung für dieses Vorgehen gleicht sich zwischen den Systemtypen in bemerkenswerter Weise und wirft Fragen über den Schutz des Individuums in der liberalen Demokratie auf. Denn in den USA ebenso wie in der BRD, Schweden oder Kanada wurden eugenische Maßnahmen damit begründet, dass sich aus der vermeintlich genetisch determinierten Geschichte von Menschen eine unheilvolle Zukunft ableiten lasse. Während bisherige Tyrannen ihren Herrschaftsanspruch aus der Vergangenheit ableiteten, legitimierten sich Eugeniker durch den Verweis auf das Kommende und führten so eine Tyrannei der Zukunft herbei, wie der Autor G.K. Chesterton zur Eugenik-Bewegung ausführte.

Der Verweis auf künftige Niedergänge oder in die Zukunft projizierte Heilsversprechen motivierten aber nicht nur Eugeniker aller Couleur, sie inspirieren auch andere Techniker des Körpers, die mithilfe von Arbeit am Selbst die Krisen von Moderne oder Postmoderne überwinden wollten und wollen. Ob es sich um Esoteriker handelt, oder um die Anhänger verschiedener Selbsthilfeschulen, das Ziel dieser Strömungen ist es, individualisierte Lösungen für strukturelle Problemlagen zu finden. An der Spitze der Bewegung individueller Wandlung stehen die Transhumanisten, deren Ziel es ist, die Begrenzungen des menschlichen Körpers durch neue Technologien zu überwinden. In meinem Vortrag werde ich die zentralen Argumente der eugenischen und der transhumanistischen Bewegung darstellen, ihre Entwicklung und ihren geschichtlichen Kontext nachzeichnen und analysieren, welche Implikationen die Ideen einer Perfektion des Menschen für das Bild vom Menschen und für das Verständnis von Menschlichkeit haben.

Manipulation durch Kommunikation: Der Einfluss autoritär bestimmter Öffentlichkeit

Prof. Dr. Florian Töpfl, Passau

Ziel dieses Vortrages ist es, einen Überblick darüber zu geben, wie und mit welchen Konsequenzen sich die russische Öffentlichkeit (und die russische Auslandskommunikation) nach dem Einmarsch der russischen Armee in die Ukraine am 24. Februar 2022 verändert hat. Zu diesem Zweck beschreibe ich zunächst das russische Mediensystem vor dem Krieg und diskutiere anschließend die wichtigsten Meilensteine des Wandels. Ich resümiere dabei sowohl Kennzeichen als auch grundlegende Strategien der russischen Inlandspropaganda und gehe auf die Folgen der schrittweisen Verdrängung westlicher Plattformen wie Facebook und Twitter aus dem russischen Markt ein. Schließlich betrachte ich die russische Öffentlichkeit in vergleichender Perspektive und arbeite wichtige Unterschiede zu den Öffentlichkeiten anderer zeitgenössischer autoritärer Systeme wie etwa jener in China und Nordkorea heraus.

Im zweiten Teil des Vortrags gebe ich einen Überblick über die wichtigsten Ressourcen und Einflusskanäle, mittels derer die politischen Eliten in Moskau derzeit Bürger:innen in westlichen Demokratien zu beeinflussen versuchen. Ausgewählte aktuelle Forschungsergebnisse zu einzelnen dieser Kanäle, etwa zum russischen Auslandssender RT, berichte ich im Detail. Im letzten Teil des Vortrags widme ich mich der Frage, welche Konsequenzen sich aus der Schließung der russischen Öffentlichkeit für die politik- und kommunikationswissenschaftliche Forschung ergeben. Welche Methoden können westliche Forscher noch in Anschlag bringen? Was werden wir über den Einfluss autoritär bestimmter Öffentlichkeit auf das Denken der Menschen in Russland in den nächsten Jahren wissen (können)?

Individuelle Erfahrungen von Betroffenen mit der institutionellen Aufarbeitung und Reaktionsmuster der Kirche – Einblicke in eine Studie zu sexualisierter Gewalt im Kontext der Katholischen Kirche

Dr. Marlene Kowalski, Hildesheim

Im Rahmen des Beitrags wird der Fokus auf die individuellen Erfahrungen von Betroffenen sexualisierter Gewalt im Kontext der katholischen Kirche mit der institutionellen Aufarbeitung gelegt und verschiedene Reaktionsmuster der Kirche hinsichtlich der Anliegen von Betroffenen analysiert.

Ausgegangen wird dabei von einer Studie, die bei der *Unabhängigen Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs (UKASK)* in Berlin durchgeführt wurde und in der Mechanismen der Entstehung und Vertuschung von sexualisierter Gewalt in verschiedenen Tatkontexten (Gemeinde, Heim, Internat), aber auch individuelle Folgen für die Betroffenen sowie Erfahrungen mit der Aufarbeitung erfahrenen Leids untersucht wurden. Hierzu wurden 43 Vertrauliche Anhörungen und Schriftliche Berichte von Betroffenen aus dem Kontext der katholischen Kirche ausgewertet, die im Kindes- und Jugendalter mitunter über viele Jahre sexualisierte Gewalt durch kirchliche Autoritätspersonen erfahren haben und darüber nun vertraulich berichten. Darin wurde deutlich, dass die Betroffenen sehr unterschiedliche Erfahrungen mit der institutionellen Aufarbeitung und den kirchlichen Stellen gemacht haben:

Es gab zum einen Betroffene, die über positive Erfahrungen der Anerkennung ihres Leids durch verantwortliche Personen berichtet und dies als symbolische Kompensation für ihre frühen traumatisierenden Erfahrungen der Diskreditierung erlebt haben. Daneben gab es aber auch viele Betroffene, die über ambivalente oder negative Erfahrungen mit kirchlichen Personen und Strukturen im Kontext der Aufarbeitung berichtet und dies als erneute Beschämung, Herabwürdigung und sekundäre Viktimisierung erfahren haben. Entscheidend war hierbei die Anerkennung der individuellen Erfahrungen von Betroffenen, die Kommunikation mit den zuständigen Stellen und Mitarbeitenden im Bistum, aber auch die Gewährung von Entschädigungszahlungen. Diesbezügliche Erfahrungen von Betroffenen werden im Rahmen des Beitrags analysiert, diskutiert und eingeordnet. Hierbei sollen die spezifischen Reaktionsweisen der Institution Kirche untersucht und institutionelle Abwehrmechanismen identifiziert werden. Abschließend werden Forderungen der Betroffenen in Bezug auf die Aufklärung und Aufarbeitung im Kontext der katholischen Kirche diskutiert und weiterführende Fragestellungen eröffnet.

Brüder im Nebel? Eine feldanalytische Perspektive auf sexuellen Missbrauch als Strukturmerkmal der katholischen Kirche

*Andreas Schmitz, Gesis Köln, Abt. Computational Social Sciences
André Armbruster, Duisburg-Essen*

In diesem Beitrag mobilisieren und entwickeln wir eine feldanalytische Perspektive auf Missbrauchsfälle der katholischen Kirche. Diese verbindet kirchliche (etwa: theologische) Aspekte mit Dimensionen innerkirchlicher Macht sowie der außerkirchlichen Welt. Im Unterschied zu den überwiegend individualistischen Annäherungsweisen zeichnet diesen relationalen Zugang aus, dass hier zentrale Aspekte des Missbrauchs, nämlich institutionelle und kulturelle Kontexte, in ihrem Wechselspiel analytisch zugänglich gemacht werden. Zunächst rekonstruieren wir auf dieser Grundlage die etablierten Erklärungs- und Externalisierungsversuche seitens der Institution Kirche. Vor diesem Hintergrund legen wir eine feldtheoretisch angeleitete Perspektivenumkehr an, die Missbrauch nicht als Ausnahmeerscheinung des Feldes der katholischen Kirche begreift, sondern gerade unter dem Gesichtspunkt ihrer Normalität betrachtet. Sodann stellen wir Überlegungen zur Einbettung der katholischen Kirche in die Gesellschaft an und beleuchten die dem eigentlichen Missbrauchsgeschehen vorgängigen Mechanismen der Prägung von Laien, Klerikern sowie ihrer Beziehungen.

Wir untersuchen dann die feldendogenen Aspekte der Konsekration, der weiteren Habitustransformation der Kleriker sowie der damit verbundenen diskursiven Kultur der Institution Kirche als missbrauchsermöglichende und -verheimlichende Strukturmerkmale. Einer lange Zeit erfolgreich auf Externalisierung abzielenden Sichtweise setzen wir so eine Perspektive entgegen, die Missbrauch analytisch re-zentriert, d.h. als genuines Merkmal des Feldes interpretiert. Wir enden mit Überlegungen zur Normalität und Funktionalität des Missbrauchs in der katholischen Kirche sowie zu einigen zentralen Eckpunkten für die zukünftige Forschung.

Missbrauchsforschung im Erzbistum Paderborn:

Ein Zwischenbericht

Prof. Dr. Nicole Priesching/Dr. des. Christine Hartig

Spätestens nach der MHG-Studie von 2018 zur sexuellen Gewalt von Klerikern an Minderjährigen in der Bundesrepublik ist dieses Thema weit über den kirchlichen Raum hinaus präsent. Wesentliche Fragen sind aber weiterhin nur unzureichend beantwortet. Vor diesem Hintergrund hat das Erzbistum Paderborn 2019 die Universität Paderborn mit einer Studie zu den Amtszeiten der Erzbischöfe Jaeger und Degenhardt (1941-2002) beauftragt. Wie auch im Bistum Münster wurde hier einem historischen Zugang gegenüber einem juristischen Gutachten der Vorzug gegeben.

Auf der Basis von schriftlichen Quellen und Interviews mit Zeitzeug*innen sollen Erkenntnisse zum Umfang sexueller Gewalt im Erzbistum, über die Gewalterfahrungen der Betroffenen und die daraus resultierenden Folgen für ihren weiteren Lebensweg sowie zu den Umgangsweisen der Verantwortlichen mit Betroffenen und Beschuldigten erzielt werden. Es gilt zu fragen, welche Personenkreise innerhalb der Kirche von Missbrauchsfällen wussten, wie Entscheidungen über das Ergreifen oder Unterlassen von Sanktionen getroffen wurden und ob strukturelle Bedingungen existierten, die Missbrauchshandlungen fördern konnten. Innerkirchlich stand lange der Schutz der Institution im Fokus, aber auch gesamtgesellschaftlich fanden Ausmaß und Folgen des sexuellen Missbrauchs von Minderjährigen keine ausreichende Beachtung. Vor diesem Hintergrund werden in unserer Untersuchung ebenso die juristischen, medizinischen und pädagogischen Fachdebatten zu sexueller Gewalt gegen Minderjährige sowie die mediale Berichterstattung solche Taten analysiert. Neben dem erzbischöflichen Leitungspersonal nehmen wir ferner die lokalen Umgangsweisen mit Beschuldigten und Betroffenen in den Gemeinden in den Blick.

In unserem Vortrag möchten wir Teilergebnisse unserer Untersuchung präsentieren und problematisieren, welche Erwartungshaltungen an unsere Forschung existieren und mit welchen Defiziten im Quellenmaterial wir konfrontiert sind.

**Beziehungsweisen der Gewalt:
Vulnerabilität und Geschlecht im Kontext des sexuellen Missbrauchs
der Katholischen Kirche**

Dr. Benjamin Neumann, Dortmund

Der Vortrag untersucht mit Judith Butlers Konzeptionen zu Vulnerabilität, Anerkennung und Geschlecht, wie und in welcher Weise asymmetrische Geschlechterordnungen zu variierenden Sichtbarkeits- und Anerkennungsordnungen führen, die im Kontext des sexuellen Missbrauchs weitreichende Konsequenzen haben können. Diese haben nicht selten zur Folge, dass betroffene Jungen und Männer z.B. selten(er) über ihre Missbrauchserfahrungen sprechen (können), Hilfe erhalten oder im Zuge der Sichtbarmachung in ihrer Männlichkeit herabgewürdigt werden. Obwohl die Betroffenen sexueller Gewalt im Kontext des Missbrauchsskandals der katholischen Kirche inter-/national überwiegend Jungen und Männer sind, wird dies innerhalb des medienöffentlichen wie fachwissenschaftlichen Diskurses geschlechtertheoretisch häufig nicht vertiefend reflektiert oder teilweise gar neutralisiert. Aufgrund dessen argumentiert der Vortrag für die systematische Berücksichtigung der Kategorie Geschlecht, die perspektivisch auch für strukturelle innerkirchliche Reformen von Bedeutung ist.

Die empirische Grundlage des Vortrags besteht zum einen aus Medienartikeln (Tages- und/oder Onlinezeitungen, Blogbeiträge, kirchlichen Newsseiten etc.) des Missbrauchsskandals der Jahre 2010 bis 2022. Zum anderen aus den veröffentlichten Missbrauchsberichten sowie der inter-/nationalen Forschungsliteratur. Methodisch wurde das Material mithilfe einer diskurstheoretischen Perspektive untersucht.

Ziel des Vortrags ist nicht nur Schlaglichter auf einzelne Aspekte des sexuellen Missbrauchs auf Mikro-, Meso- und Makroebene zu werfen, sondern herauszustellen, wie diese in effektiver Weise miteinander verschränkt sind. So spielt bspw. die versagte Hilfe durch die Eltern eines von sexueller Gewalt betroffenen Jungens sowohl auf interpersoneller (Mikro-)Ebene eine wichtige Rolle, wird jedoch ebenso durch die private und institutionelle Einbindung des Täters auf einer (Meso-)Ebene in die Familie reguliert. Darüber hinaus waren solche Missbrauchsfälle für viele Gläubige und Familien innerhalb des damaligen zeithistorischen Kontextes (Makro-Ebene) kaum vorstellbar und führten nicht selten dazu, dass die Betroffenen nicht über ihre Erfahrungen sprechen konnten oder ihnen, wenn sie diese äußerten, mit erneuter Gewalt gedroht wurde. Die empirischen Schlaglichter zeigen, dass die Sichtbarkeit der Gewaltbetroffenheit eine ambivalente Angelegenheit bleibt, ermöglicht sie einerseits öffentliche wie private Solidarität und Unterstützung für die Opfer, kann sie jedoch andererseits auch zu weiteren Viktimisierungen führen, indem Gewalterfahrungen missachtet oder die Betroffenen mit z.B. Gegenklagen überzogen werden. Darüber hinaus zeigt der Diskurs zum Synodalen Weg und Bemühungen zur Demokratisierung des Glaubens nicht nur ein innerkatholisches Spannungsfeld zwischen Progression und Konservation bzgl. der katholischen Lehre, sondern auch, dass sich patriarchal-hierarchische Strukturen nicht ohne Weiteres verändern lassen, ohne die Institution in grundsätzlicher Weise herauszufordern.

Megakirchen, Missbrauch und die Krise des modernen Evangelikalismus

Prof. Dr. Udo Kelle, Helmut-Schmidt-Universität Hamburg

Für ein soziologisches Verständnis sexualisierter Gewalt gegenüber Kindern und Jugendlichen in großen Amtskirchen Europas können Untersuchungen kirchlicher Kulturen, die von radikal anderen Organisationsstrukturen und kulturellen Ausdrucksformen bestimmt sind, hilfreich sein. Hierzu zählt die Kultur evangelikaler „*megachurches*“, Großkirchen, die Gottesdienste in Veranstaltungsarenen mit bis zu mehreren zehntausend Teilnehmenden abhalten und sich in Liturgie und Verkündigung an Stilformen zeitgenössischer Musik-, Event- und Konsumkultur orientieren. In den vergangenen drei Jahrzehnten haben sich, ausgehend von US-amerikanischen Vorbildern, solche Megakirchen global ausgebreitet; in den letzten Jahren wurde der Evangelikalismus aber auch von einer Reihe von Skandalen erschüttert, an denen prominente Gemeindeleiter („*celebrity pastors*“) US-amerikanischer Megakirchen beteiligt waren, denen sexualisierte Gewalt und andere Formen missbräuchlichen Interaktionsverhaltens vorgeworfen wurden.

In meinem Beitrag möchte ich zuerst die Kultur der Megakirchen soziologisch beschreiben: dabei geht es um die Wurzeln der Megakirchen im „*televangelicalism*“ und „*church growth movement*“, um wesentliche Merkmale, anhand derer sie sich von klassischen kirchlichen Organisationen und Institutionen unterscheiden und um ihren Einfluss auf kirchliche Organisationsformen, auf religiöse Inszenierungspraktiken und Frömmigkeitsstile im Milieu auch klassischer protestantischer (Frei)kirchen und der katholischen Kirche.

Im zweiten Teil des Vortrags werde ich ein kurzes Schlaglicht werfen auf eine Reihe von Skandalen um sexualisierte Gewalt und andere Formen missbräuchlichen Interaktionsverhaltens, die sich in den vergangenen zehn Jahren in Megakirchen mit teils globaler Bedeutung (Willow Creek, Hillsong und Mars Hill) ereignet haben und die dort jeweils den Rücktritt zentraler Führungsfiguren nach sich gezogen haben.

Im dritten, analytischen Teil des Vortrags möchte ich zeigen, wie der Gestaltwandel kirchlicher Organisationsformen ein missbrauchsaffines institutionelles Setting generieren kann: In Megakirchen transformieren sich klassische kirchliche Rollenbilder in teilweise dramatischer Weise – das Kirchenvolk gerät in die Publikumsrolle der Kundschaft von aufwändig inszenierten Events, die von charismatischen Gemeindegründern mit ihrem Stab an professionellen Mitarbeitenden organisiert werden, wobei die in der Kirchengeschichte entwickelten Beteiligungs- und Partizipations- und Kontrollstrukturen durch Presbyterien, Synoden oder kirchliche Hierarchien verschwinden oder ihre Funktion weitgehend verlieren. Diese Transformation kirchlicher Organisation in Richtung auf eine betriebswirtschaftlich verfasste Institution mit einem erfolgreichen, autonom agierenden religiösen Unternehmer an der Spitze, der von Rechenschaftspflichten weitgehend entbunden ist, lässt Formen struktureller Gewalt entstehen, die missbräuchliche Interaktionen erleichtern und ihre Aufdeckung und Sanktionierung erschweren.

Gewalt in der Kirche und die Rolle der Soziologie bei deren Aufarbeitung

Prof. Dr. Thomas Kron, Aachen

Was Aufarbeitung im Kontext der Vorfälle sexualisierter Gewalt in kirchlichen Kontexten genau meint, ist nicht eindeutig geklärt. Aus einer soziologischen Perspektive kann man „Aufarbeitung“ übersetzen in die Beschreibung des Phänomens („Was ist der Fall?“) und in die Erklärung spezifischer Fragen („Was steckt dahinter?“).

Der Vortrag zeigt die Schwierigkeiten und Probleme auf, auf die man sich mit dieser Vorgehensweise einstellen kann. Er endet mit einem Vorschlag, was gelungene Aufarbeitung praktisch bedeuten könnte.

Optimale Behandlungsziele – Perspektiven der Psychiatrie und Psychotherapie

Univ.-Prof. Dr. med. Joachim Klosterkötter, Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie der Universität zu Köln

An welchen Zielvorstellungen orientiert sich eine optimale Behandlung in Psychiatrie und Psychotherapie? Diese Frage ist nach wie vor hochaktuell und hat zuletzt Ende 2019 noch zu einem neuen Positionspapier der Fachgesellschaft mit dem Titel „Zur Identität der Psychiatrie“ (1) geführt.

Der Vortrag stellt zunächst die Entstehung dieser Identität im Zuge der europäischen Aufklärung bis hin zu ihrer Kompromittierung durch die Verstrickung des Fachs in den nationalsozialistischen Zivilisationsbruch dar. Der damalige Missbrauch der noch jungen psychiatrischen Genetik für den ersten groß angelegten Optimierungsversuch des Menschen führte zu einem der schlimmsten Verbrechen gegen die Menschlichkeit in Form der seinerzeitigen „T4-Aktion“.

Darauf folgt die Beschreibung der anthropologisch-humanwissenschaftlich orientierten Reaktion auf das Versagen des Fachs im „3. Reich“ mit ihrer nachfolgenden Einmündung in die europaweiten Aktivitäten einer sozialpsychiatrisch orientierten Reformpsychiatrie. Im Anschluss daran wird die Reaktivierung dann auch der durch den Nationalsozialismus zunächst lange nachhaltig diskreditierten naturwissenschaftlich-hirnbiologischen Komponente mit den Verfeinerungen und Verbreiterungen des Methodenangebots dargestellt, das sie dem Fach inzwischen für seine Diagnostik und Therapie wieder bietet.

Nur folgerichtig orientieren sich die Zielvorstellungen für eine optimale Behandlung heute an einem integrativen biopsychosozialen Modell. Vulnerabilitäts-, Stress- und Schutzfaktoren werden in jedem Einzelfall sorgfältig gegeneinander abgewogen und die sich hieraus ergebenden, meist kombinierten biologisch-psychotherapeutischen Behandlungsvorschläge idealerweise im Arzt-Patienten-Verhältnis unter Einbezug auch der Angehörigen dialogisch entwickelt und umgesetzt.

Der Ausblick bezieht den Paradigmenwechsel des Fachs hin zu einer prädiktiven, präventiven und personalisierten Psychiatrie mit ein (2). Der maßgebliche Beitrag des Fachs zur Optimierung des Menschen ist hiernach heute in den neuen Möglichkeiten zu einer verantwortungsbewussten Förderung seelischer Gesundheit durch Vorhersage und Verhinderung psychischer Störungen zu sehen.

(1) Zur Identität der Psychiatrie Positionspapier einer DGPPN-Task-Force zum Thema Identität. November 2019

(2) Klosterkötter, Maier. Handbuch Präventive Psychiatrie. Forschung - Lehre - Versorgung. Schattauer Verlag 2017

Zur Bedeutung der Intersektionen von Geschlecht, Klasse und Rassismus in der Psychiatrie und Psychotherapie

Dr. Amma Yeboah, Köln

Belege für Dominanz und Ausgrenzung in der Gesundheitsversorgung werden durch die Analyse der medizinischen Strukturen, Institutionen, Theorien und Geschichte, sowie der klinischen Praxis sichtbar. Eine wachsende Zahl wissenschaftlicher Untersuchungen zu den Gesundheitsfaktoren zeigt die Auswirkungen von Geschlecht, Klasse und Rassismus auf die Gesundheitslage.

Ein Beispiel für diese Forschung sind die Daten über das Mortalitäts- und Morbiditätsrisiko in Bevölkerungsgruppen, die strukturelle Diskriminierung erfahren.

Der Vortrag fokussiert die Folgen gesellschaftlicher Ungleichheit für die psychische Gesundheit entlang den Interdependenzen von Geschlecht, sozioökonomischem Status und Rassismus als Determinante der Gesundheit. Anschließend wird die Bedeutung der Auseinandersetzung mit struktureller Gewalt in der medizinischen Ausbildung als Instrument zur Förderung der Gesundheitskompetenz diskutiert.